Großherzog Carl Alexander von Sachsen

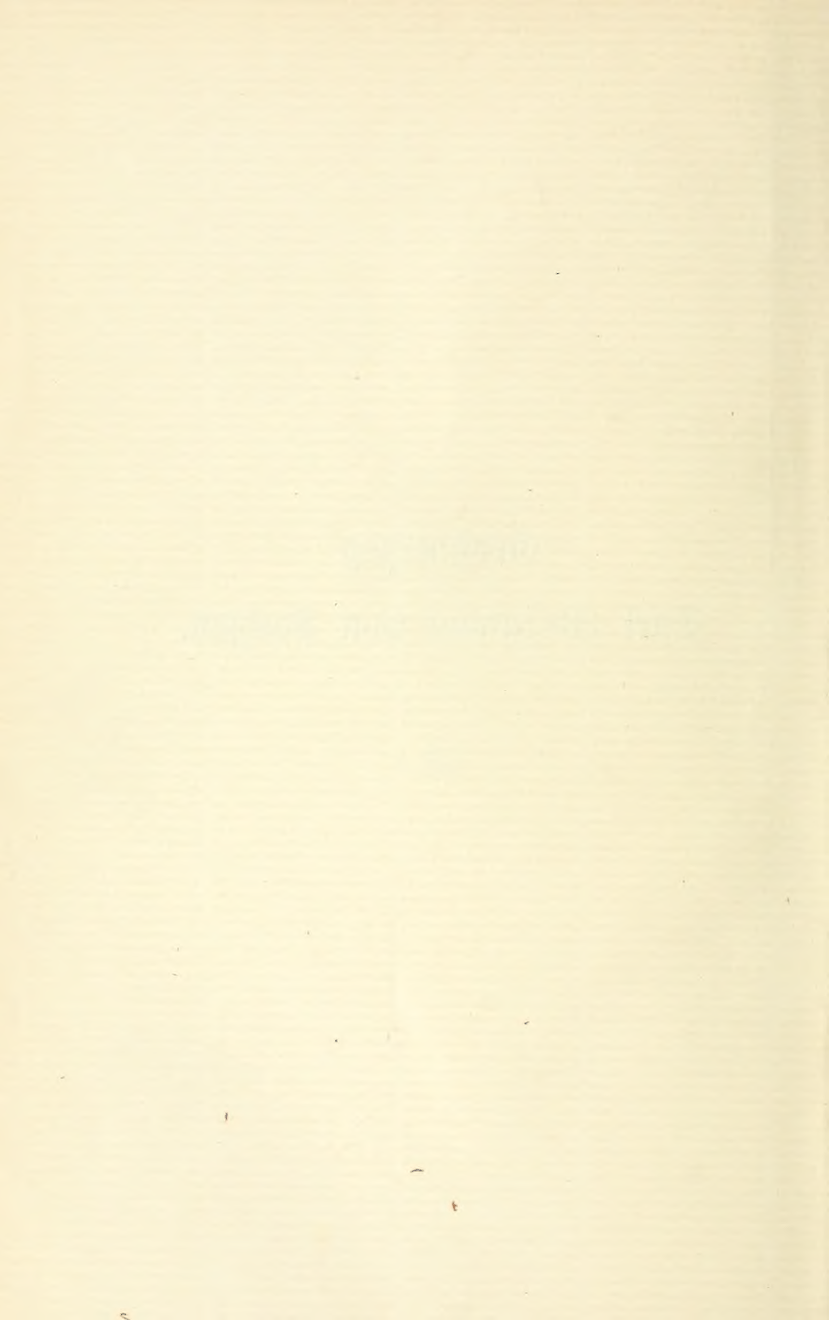
in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr







Großherzog
Carl Alexander von Sachsen.



Großherzog Carl Alexander von Sachsen

in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr.

(1848—1889.)



Eingeleitet und herausgegeben

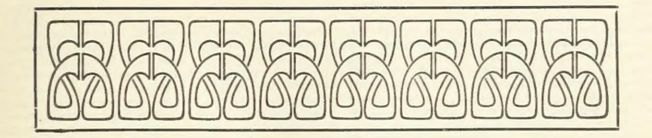
von

Günther Jansen,

Großherzogl. Oldenburgischem Staatsminister a. D.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1904.



Vorwort.

Die Briefe des Großherzogs Carl Alexander an Frau Fanny Lewald-Stahr, deren Herausgabe den Gegenstand dieses Buches bildet, befinden sich im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Zur Veröffentlichung derselben ist die höchste Genehmigung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Wilhelm Ernst erbeten und gnädigst erteilt worden. Auch ist die Einsicht der ebendort aufbewahrten Briefe Fanny Lewalds an den Großherzog mir von der Leitung des Archivs freundlichst gestattet.

Über meine Legitimation zur Übernahme dieser Arbeit habe ich — seit einigen Jahren in Weimar wohnhaft und dadurch mit Weimarer Interessenkreisen nicht unbekannt — im übrigen nur wenig hinzuzufügen.

Die Erscheinung und Persönlichkeit des verewigten Großherzogs war mir keine ganz fremde. Als während des deutsch-französischen Krieges der

Großherzog im Großen Hauptquartier von Versailles weilte, stand er dort in nahen Beziehungen zu dem Großherzog Peter von Oldenburg, dessen Umgebungen ich in meiner damaligen Eigenschaft als Kabinettsekretär desselben angehörte. Es kam vor, daß der hohe Herr den Großherzog zur Tischzeit besuchte und dann im Gespräch über die Fragen des Tages sich zwanglos an der Tafel mit niederließ. Zu den Unterredungen der beiden fürstlichen Herren wurde ich, wenn es um besondere Geschäftsangelegenheiten sich handelte, gelegentlich herbeigerufen und hatte auch einmal einen Auftrag an den Großherzog auszurichten, der einen mündlichen Vortrag bedingte. Im späteren Leben ist es mir zu verschiedenen Malen vergönnt gewesen, dem hohen Herrn wieder zu begegnen — bei Anwesenheiten in Berlin, bei den Festlichkeiten in Kiel, welche bei Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals stattfanden, zum letzten Male in Anlaß eines Besuches, den der Großherzog am großherzoglich oldenburgischen Hofe auf dem Schlosse zu Rastede im Sommer 1898 abstattete.

Auch seiner Korrespondentin bewahre ich persönliche Erinnerungen. Nach ihrer Rückkehr aus Italien, wo sie die erste Bekanntschaft ihres späteren Gatten gemacht hatte, hielt sich Fanny Lewald einige Zeit zum Besuch der Familie Stahr in Oldenburg auf, und die interessante Fremde fand in der kleinen Stadt in den angesehensten, literarische Interessen pflegenden Kreisen und Häusern

gastliche Aufnahme, deren sie sich später manchmal rühmend erinnerte. Viele Jahre nachher — es mag um die Mitte der sechziger Jahre gewesen sein — sah ich Frau Fanny Lewald-Stahr in Berlin wieder und durfte in einer Gesellschaft in einem befreundeten Hause ihrer anregenden Unterhaltung in kleinerem Kreise folgen:

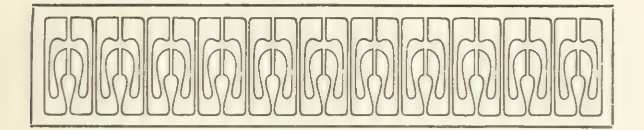
Ihr Gatte Adolph Stahr — damals Konrektor des Gymnasiums in Oldenburg — ist noch mein Lehrer gewesen. Ich hatte dies dem Umstande zu danken, daß während einer längeren Erkrankung des Ordinarius der Tertia die älteren Schüler dieser Klasse, zu denen ich gehörte, für gewisse Unterrichtsgegenstände mit der Sekunda — Stahrs Klasse — vereinigt wurden. So steht sein Bild deutlich vor meinen Augen. An den Ovationen, die ihm seine Sekundaner am Vorabend seiner Abreise nach Italien darbrachten, durfte ich mich beteiligen und war auch bei seiner Verabschiedung von Lehrern und Schülern zugegen. Nach seiner Rückkehr aus Italien trat Stahr bei fortdauernder Kränklichkeit der Schule nicht wieder näher; doch blieb er in dem Leben Oldenburgs, wo er einstweilen seinen Aufenthalt beibehielt, als vielseitig anregendes Element, als namhafter Schriftsteller und als politischer Korrespondent der Bremer Zeitung in den stürmischen Tagen des Jahres 1848 eine bedeutsame Erscheinung. Auch von ihm bewahrt das Goethe-Schiller-Archiv eine größere Anzahl von Briefen an den Großherzog.

Die Wiedergabe der Briefe des Großherzogs an Fanny Lewald ist eine vollständige, soweit nicht in besonderen Fällen geringfügige Auslassungen oder Abkürzungen angezeigt erschienen. Nur die üblichen Schlußformeln sind vielfach weggelassen.

Ich habe dieses Buch in der Hoffnung zusammengestellt, daß es — dank dem Neuen, was es bringen darf — insbesondere auch als ein nicht unerwünschter Beitrag für die Beurteilung der Persönlichkeit des dahingeschiedenen Großherzogs werde willkommen geheißen werden. Für freundliche Förderung und Unterstützung meiner Arbeit habe ich an dieser Stelle neben meinem Schwiegersohn, dem Geheimen Oberfinanzrat Dr. Felix Lewald in Berlin, vor allem dem Direktor des Goethe-Schiller-Archivs, Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Suphan, meinen Dank auszusprechen.

Weimar, im Juni 1904.

G. Jansen.



I. Einleitung.

Am 5. Januar 1901 schied mit dem Großherzog Carl Alexander der letzte Zeuge von Weimars klassischer Zeit aus dem Leben. Es war eine eigentümliche Fügung des Geschickes, daß der Großherzog mit zweiundachtzig und einem halben Jahre genau das Alter erreichte, welches seinem großen Vorbilde in Lebensanschauung und Lebensführung — Goethe — beschieden gewesen war. Als der Großherzog am 24. Juni 1818 geboren ward, war noch kein Jahrzehnt verflossen, seit Frau von Staël den Abschnitt „Weimar" in ihrem berühmten Buch „über Deutschland" geschrieben hatte, und noch galt Weimar unangefochten für die geistige Hauptstadt (la capitale litéraire) Deutschlands; von den Gestalten, deren Namen mit jener großen Zeit verknüpft sind, haben sein Großvater Carl August, Goethe, Knebel, Charlotte von Stein, noch vor den leiblichen Augen des jungen Fürsten gestanden; in Goethes Hause war er als dreizehnjähriger Knabe

ein- und ausgegangen und bewahrte die dort empfangenen Eindrücke in treuem Gedächtnis. Nach Goethes Tode hatte sich dann eine lange vorbereitete Wandlung in Weimars geistigem Leben und seiner Bedeutung für die deutsche Literatur tatsächlich vollzogen. Die großen Dichter und Denker schliefen unter den Gewölben der Fürstengruft und der Stadtkirche, unter den schweigsamen Baumwipfeln des Osmannstedter Parkes. Aus einem lebendigen Mittelpunkte geistiger Strömungen war in einer anders gearteten Zielen zustrebenden Gegenwart Weimar zu einem Wallfahrtsorte — es ist einmal gesagt worden: zu einem „literarischen Friedhof" — geworden, an dem aus allen Teilen des Erdballs andächtig gestimmte Gemüter sich zusammenfanden, dem aber das ringsum aufstrebende „junge Deutschland" nicht ohne Behagen den Namen des „Musen-Witwensitzes" beilegte; an die Stelle begeisterter Begrüßung großer Werke der Dichtkunst, wie sie von Weimars Bühne aus, aus Weimars Mauern einst ihren Lauf durch die Welt genommen hatten, war in weiten Kreisen Abspannung und Teilnahmlosigkeit, im besten Falle die Pflege von Erinnerungen, von Überlieferungen, ein Kultus der Vergangenheit getreten. Unter den Eindrücken solcher Stimmungen und Wahrnehmungen wuchs der junge Erbgroßherzog Carl Alexander auf, durch Erziehung, durch Gewöhnung, durch eigene Neigung von Jugend auf dahin gerichtet, sich als den berufenen Träger und Ver-

treter dieser Überlieferungen zu betrachten. Der „Beruf Weimars“ galt ihm nicht mit dem klassischen Zeitalter abgeschlossen, sondern blieb ihm eine Losung auch für die Zukunft, auch für die Auffassung der eigenen Aufgaben, welche demnächst der Herrscherberuf an ihn heranbringen würde.

Es hieße dem Weimar des Großherzogs Carl Friedrich Unrecht tun, wenn man mit ihm nur die Vorstellung eines geistig abgestorbenen Daseins verbinden wollte. Verhältnisse, wie sie unter Carl August durch das weithin leuchtende Zusammenwirken der vornehmsten Geister des Jahrhunderts während einer Reihe von Jahrzehnten in Weimar bestanden hatten, konnten nach der Natur der menschlichen Dinge nicht von Dauer sein, und es mußte ihnen ein Rückschlag folgen, welcher das geistige Leben der kleinen Residenz wieder in alltäglichere und gewöhnlichere Bahnen zurückleitete. Das war für Weimar die Signatur der dreißiger und vierziger Jahre. Den Anforderungen der veränderten Zeit ward aber die Regierung des Großherzogs Carl Friedrich in ihrer Weise deshalb nicht weniger gerecht. Es zeigten sich jetzt die segensreichen Wirkungen, welche das Land der durch Carl August geschaffenen festen Begründung seiner Verfassungsverhältnisse zu verdanken hatte, und es blieb der Betätigung des öffentlichen Lebens in Weimar auch ferner ein liberaler Zug, ein freierer Geist in der Beurteilung und Behandlung auch politischer und kirchlicher Dinge eigen, als damals

andern deutschen Ländern beschieden war. So flossen in Weimar, wenn auch weniger geistig bewegt als in den Zeiten der Vergangenheit, in friedlicher Harmonie die Jahre dahin, und auch ringsum brausende Stürme berührten hier kaum mehr als die Oberfläche; der verdiente Minister Bernhard von Watzdorf war einer der wenigen deutschen Staatsmänner, an denen die Bewegung des Jahres 1848 vorüberging, ohne sie in ihren Stellungen zu erschüttern. Und wenn vielleicht die Persönlichkeit des Großherzogs Carl Friedrich weniger hervortrat als diejenige seines Vorgängers und seines Nachfolgers, so stand dafür inmitten der damaligen Zustände Weimars die lichte Gestalt der Großherzogin Maria Paulowna, der Mutter Carl Alexanders, wie durch den Zauber ihrer Persönlichkeit so durch den hohen sittlichen Ernst, mit dem sie den Aufgaben ihrer fürstlichen Stellung gerecht zu werden verstand: noch heute spricht der weimarische Bürger gern von „den Zeiten der Maria Paulowna", und zahlreiche gemeinnützige und wohltätige Stiftungen und Einrichtungen segnen ihr Andenken und haben in den großherzoglich sächsischen Landen vielfach schon Aufgaben glücklich gelöst, an die in andern Ländern die humanitäre Bewegung erst später herangetreten ist. Daß der junge Erbgroßherzog in solchen Umgebungen, in der gesunden Luft einer freieren Welt- und Lebensanschauung zum Manne heranwuchs, konnte auf die Entwicklung seines

Charakters und seiner eignen Anschauungen nicht ohne Einwirkung bleiben.

Erst gegen Ende der vierziger Jahre begann sich in Weimar wiederum ein regeres Leben auf den Gebieten der künstlerischen und literarischen Interessen zu entwickeln, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die kleine Thüringer Residenz mit ihrer großen Vergangenheit von neuem ihren Platz unter den Stätten eifriger Pflege von Kunst und Wissenschaft in den deutschen Landen ein, in deren Kreise sie neben größeren Zentren in geachteter Stellung sich behauptete. Daß dem so war, und daß dem so sein konnte, war nicht zum geringsten Teil das persönliche Verdienst des Großherzogs Carl Alexander und seiner klugen niederländischen Gemahlin. Es ist bezeichnend, daß am Eingange jener Epoche, in der „Weimars Beruf" wiederum zu erfolgreicher Betätigung gelangte, die Feier des hundertjährigen Geburtstages Goethes stand, welche in ganz Deutschland von nationalen Empfindungen getragen, wie zehn Jahre später in noch höherem Maße die Schillerfeier — neben dem Rückblick in vergangene Zeiten die Hoffnungen auch in die Zukunft richtete. Dem Erbgroßherzog war es eine besondere Genugtuung, daß durch diese Feier die Augen der Welt mit Goethe auch wieder auf die Person seines von ihm hochverehrten Großvaters, des Großherzogs Carl August, gelenkt wurden. Sein Herz jubelte, wie er schreibt, bei diesem Ge-

danken, und in tiefempfundenen Worten gibt er dem Bedürfnis, seinem Großvater nachzustreben, Ausdruck: „O könnte man dazu immer den richtigen Weg erkennen und festhalten!"

Schon bei Lebzeiten seines Vaters, des Großherzogs Carl Friedrich, war dem jungen Erbgroßherzog Carl Alexander eine Aufgabe zugefallen, welche gewissermaßen programmatisch für sein späteres Leben ward und in ganz Deutschland mit Anteil verfolgt wurde: die Wiederherstellung der Wartburg. Dem feinsinnigen, von warmer Pietät für die vaterländische Vergangenheit beseelten jungen Fürsten konnte keine Aufgabe willkommener sein als diese, die ihn mit manchen bedeutenden Persönlichkeiten, mit hervorragenden Architekten, mit Künstlern wie Moritz von Schwind in Verbindung brachte und ihm gestattete, unter eigner Leitung und Mitwirkung an den Pforten des Thüringerlandes wie ein Symbol seiner großen Geschichte die alte, sagenumwobene Burg wieder emporsteigen zu lassen, welche einst Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach beherbergt, deren Mauern in bedrängten Zeiten Luther in ihren Schutz genommen hatten, und die in den verhängnisvollen Oktobertagen des Jahres 1817 der Ausgangspunkt geworden war für eine damals noch nicht reife, aber später mit dem Erfolg ganzen Gelingens gekrönte nationale Bewegung. Mit voller Hingabe und Tatkraft widmete sich der junge Fürst dieser Aufgabe, und nichts

beglückte ihn mehr, als wenn er dafür auch bei Andern Verständnis und Teilnahme fand. Auf „seine Wartburg" kehrte der Großherzog auch in seinem spätern Leben stets mit Vorliebe zurück, verbrachte auf derselben meist bestimmte Zeiten des Jahres und empfing dort, wie die alten Landgrafen von Thüringen, gern fremde Gäste, deren Auge er neben den geschichtlichen Umgebungen an dem herrlichen Blick in die grünen Waldberge des Thüringerlandes sich erfreuen ließ.

Am 8. Juli 1853 schloß der Großherzog Carl Friedrich die Augen, und der Großherzog Carl Alexander trat, fünfunddreißig Jahre alt, die Regierung des Großherzogtums an. Als gereifter Mann, wohl vorbereitet und mit hochgesteckten Zielen, aber nicht ohne Mißtrauen in die eigenen Kräfte, wie seine bescheidene Sinnesart ihm nahelegte, trat er an seine neuen Aufgaben heran; bei der Entgegennahme der Huldigung der Stände, die er bezeichnend für den 28. August — den Geburtstag Goethes — bestimmt hatte, gelobte er „stets eingedenk zu sein, was Weimar von seinen Fürsten zu empfangen gewohnt und zu erwarten berechtigt ist". „Ich danke Ihnen von Herzen" — schrieb er damals einer Freundin - „für die gute Meinung, die Sie von mir hegen, indem Sie eines menschlichen Sinnes Erwähnung tun, den ich besitze. Daß ich mir ihn bewahren werde, bürgt Ihnen die Bekanntschaft meines Selbst und mein auf meinen Großvater von jeher gerichteter Blick."

Der Wunsch, dem Vorbilde seines Großvaters Carl August nach dem Maß seiner Kräfte gerecht zu werden, klingt in seinen Äußerungen aus jener Zeit immer wiederkehrend durch; er bezeichnet Richtung und Ziel seines Strebens.

Die Gebiete, auf denen seit dem Beginn der fünfziger Jahre Weimar wiederum eine führende Rolle zu übernehmen begann, waren diejenigen der Musik und der bildenden Künste, vor allem der Malerei. Bahnbrechend dafür war die vierzehnjährige Wirksamkeit Franz Liszts in Weimar (1847—1861), wo der berühmte Tonkünstler — in seiner äußern Berufsstellung Dirigent der Kapelle des Hoftheaters — in dieser Zeit seine bedeutendsten Werke schuf und in den geistesbelebten Zirkeln der Fürstin Caroline Wittgenstein auf der Altenburg einen sich immer erweiternden Kreis von Schülern und Verehrern beiderlei Geschlechts von nah und fern um sich versammelte: „es war, als ob dort Hof gehalten würde für alle Geister des Könnens und Wissens:“ so schreibt von dem auf der Altenburg vereinigten Kreise Hoffmann von Fallersleben, der, in Preußen politisch verfolgt, damals eine Zuflucht in Weimar gefunden hatte. Nicht allein in der musikalischen Welt war es ein Ereignis, als am 28. August 1850 — wiederum an Goethes Geburtstage — Richard Wagners „Lohengrin“ auf der Weimarer Bühne seine erste Aufführung erlebte zu einer Zeit, da der große Tondichter noch als politischer Flüchtling in der

Schweiz weilte. „Ich bin nicht sein Richter und will es nicht sein," — schreibt der Erbgroßherzog — „allein als Komponist bewundere ich ihn, wie ich selten ein musikalisches Genie bewundert habe." Auch der „Tannhäuser" gelangte nach der Erstaufführung in Dresden zuerst in Weimar am Geburtstage der Großherzogin Maria Paulowna unter Liszts Leitung zur Darstellung und diese in allen musikalischen Kreisen mit Spannung verfolgten Wagner-Aufführungen stempelten Weimar für eine geraume Zeit zu einer „Hochburg der Zukunftsmusik." Neben dem Genie des Künstlers war es auch Liszts eigenartige und liebenswürdige Persönlichkeit, von der reiche Anregung ausging; der Reiz des Verkehrs mit ihm zog Namen wie Rubinstein, Berlioz, Ferdinand Hiller, Hans von Bülow nach Weimar. Vom Großherzog Carl Alexander, dem das Verhältnis zu Liszt auch ein Vermächtnis seiner Mutter Maria Paulowna war, empfing dieser nicht nur hingebende und verständnisvolle Förderung in seinem Wirken, sondern er trat zu dem fürstlichen Herrn auch menschlich in nahe Beziehungen. „Er ist" — schreibt der Erbgroßherzog schon bald nach Liszts Niederlassung in Weimar — „eine der seltensten Erscheinungen, die es gab und gibt. Mit Stolz sage ich, daß ich dies recht im Herzen fühle. Er besitzt eine Gabe, zu erleuchten, zu beleben, wie ich es im Umgang mit niemanden gefunden. Ich habe nie in der Persönlichkeit eines Mannes das Wort Geist so ausgesprochen gefunden

als in ihm. Ich liebe ihn mit allen Kräften der Bewunderung und Dankbarkeit." So konnte es nicht ausbleiben, daß Liszts durch übermächtige Verhältnisse herbeigeführtes Ausscheiden aus seinem Weimarer Wirkungskreise den Großherzog schmerzlich berühren mußte, und wenn der gefeierte Künstler acht Jahre später den Weg nach Weimar zurückfand und dort noch siebenzehn Jahre lang bis zu seinem Tode gern seinen Aufenthalt nahm in den ihm vom Großherzog gastlich bereiteten freundlichen Räumen am Eingang der Belvedereallee, die heute als Liszt-Museum in ihrer damaligen Einrichtung pietätvoll erhalten sind, so hatte daran sein schönes, menschliches und persönliches Verhältnis zum Großherzog Carl Alexander keinen geringen Anteil. „Ganz recht haben Sie" — schrieb der Großherzog nach des Meisters Tode —, „wenn Ihnen in Liszt der Mensch noch höher als der Künstler steht, so unerreicht auch dieser war und bleiben wird." Den von Liszt ausstrahlenden Anregungen sicherte der Großherzog in Weimar durch die Gründung der Musik- und Orchesterschule dauernde Pflege.

Wie am 28. August 1849 die Goethe-Feier in Weimar die Herzen hatte höher schlagen lassen, so wendete am 3. September 1857 die hundertjährige Gedächtnisfeier des Geburtstages des Großherzogs Carl August die Blicke dankbar in die Vergangenheit zurück, bezeichnete aber zugleich für die künstlerische Ausgestaltung der Stadt einen

bedeutsamen Wendepunkt. Bis dahin hatte von den großen Trägern von Weimars klassischer Zeit nur Herders Standbild seinen Platz vor der Stadtkirche gefunden; am 4. September 1857 fiel die Hülle von Rietschels großartigem Meisterwerk, der Doppelstatue Schillers und Goethes auf dem Theaterplatz, und an demselben Tage ward auch Wielands Standbild enthüllt in der Nähe seiner ersten Wohnung in Weimar; am Tage vorher ward an geschichtlicher Stätte — auf dem Fürstenplatz vor dem Ständehause, welches in den ersten Zeiten der Regierung Carl Augusts die Residenz des Hofes und damit der Schauplatz des bewegten Lebens in Weimar in den ersten Goethejahren gewesen war — der Grundstein zu dem Reiterstandbilde Carl Augusts gelegt, das jetzt über Stadt und Schloß weithin auf die Höhenzüge des Ettersberges hinausblickt. Vom Großherzog selbst war die Anregung zur Errichtung dieser Denkmäler ausgegangen; es war ihm dies Herzenssache und die Erfüllung einer Pflicht; ihrer Ausführung und der Art ihrer Aufstellung widmete er in persönlichem Verkehr mit den ausführenden Künstlern sein wärmstes Interesse und freute sich jeder anerkennenden Beurteilung. „Wie viele deutsche Städte" — schrieb damals ein namhafter Kunsthistoriker — „vermögen in solchen monumentalen Huldigungen mit dem kleinen Weimar zu wetteifern!"

Ein Jahr später — im August 1858 — folgten dann bedeutsame Festlichkeiten in Jena

zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Gründung der Universität durch den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmütigen, dessen Denkmal auf dem Markt bei diesem Anlaß enthüllt wurde. Die Universität war dem Großherzog ein teures Vermächtnis seiner Vorfahren, und die geistigen Wechselbeziehungen, welche in großer Zeit zwischen den beiden Schwesterstädten Weimar und Jena sich herausgebildet hatten, wurden auch von ihm nach Kräften gepflegt und gewürdigt. In der „Freiheit der Forschung und Lehre" hoffte er die Zukunft seiner Universität gesichert zu wissen in einer Zeit, in der die Nachbarhochschulen größerer Staaten an äußern Mitteln Jena weit überlegen waren — ein programmatisches Wort, das für die Denkart des Großherzogs bezeichnend ist. Im Sinne dieses Wortes war soeben Kuno Fischer nach Jena berufen, nachdem von der badischen Regierung ihm das Halten von Vorlesungen in Heidelberg verboten worden war und man in Preußen unter dem Ministerium von Raumer seiner Niederlassung in Berlin Schwierigkeiten bereitet hatte. In demselben Sinne hatte man einige Jahre vorher in der Person des Hofpredigers Dittenberger einen würdigen Nachfolger Herders nach Weimar gezogen, unbekümmert um die Anfeindungen, denen derselbe in seiner bisherigen Heimat wegen seiner kirchlichen Richtung ausgesetzt gewesen war.

Ein eigenstes Werk des Großherzogs Carl Alexander war ferner die im Jahre 1860 unter

der Leitung des Grafen Stanislaus Kalkreuth errichtete Kunstschule, die dem Zweck dienen sollte, „junge mit Talent begabte Leute in jedem Fach der Malerei zu künstlerischer Selbständigkeit auszubilden". Dadurch ward Weimar, wie es dies schon für die Musik war, auch für die bildende Kunst neben Berlin, München, Dresden, Düsseldorf eine Stätte fördernder Pflege. An der neuerrichteten Schule lehrten Künstler ersten Ranges, wie Lenbach und Böcklin; zahlreiche andre in der Kunstwelt angesehene Namen sind mit der Geschichte der Anstalt verwoben, und manches erfolgreiche jüngere Talent ist aus ihren Lehrsälen hervorgegangen. Zugleich lebten und wirkten in Weimar Friedrich Preller, der Maler der Odyssee, und Bonaventura Genelli, später auch der Landschaftsmaler Ludwig von Gleichen-Rußwurm, Schillers Enkel. Prellers klassische Traditionen sind noch heute durch den mehr als achtzigjährigen Landschaftsmaler Karl Hummel, den Sohn des berühmten Komponisten, in Weimar würdig vertreten. Freudig bewegte es den Großherzog, als in Anlaß der goldenen Hochzeit des fürstlichen Paares (1892) Lehrer und Schüler, die an der Anstalt gewirkt oder dort ihre Ausbildung empfangen hatten, sich dankbar und pietätvoll zu einer Schenkung eigner Werke vereinigten, welche von den Erfolgen dieser Schöpfung des Großherzogs Zeugnis ablegten und in dazu hergestellten Räumen gegenüber dem Liszt-Museum zu einem Gesamtbilde vereinigt geblieben sind.

Auch auf die zahlreichen im Besitz des großherzoglichen Hauses befindlichen, von kunstsinnigen Fürsten seit lange angesammelten Schätze, die, in den verschiedenen Schlössern und anderwärts verstreut, teilweise schwer zugänglich waren, blieb das Augenmerk des Großherzogs gerichtet, und aus dem Bedürfnis der Vereinigung derselben an einer einheitlichen Stelle, wo sie der Förderung des Kunstsinnes, der Verbindung der Kunst mit dem Leben dienen konnten, ging der vornehme Neubau des großherzoglichen Museums hervor, dessen stattliche Räume nach sechsjähriger Bauzeit am 27. Juni 1869 der öffentlichen Benutzung übergeben wurden. An der innern Einrichtung wirkte der Großherzog auch im einzelnen noch auf eine Reihe von Jahren hinaus tätig mit, und erst jetzt ward klar und übersichtlich, welche Kunstschätze Weimar besaß; neben einer großen Zahl von Gemälden von künstlerischem oder geschichtlichem Interesse und einem Schatz von Handzeichnungen, unter anderm von Dürer, Cranach und Holbein, kamen die herrlichen von Carl August erworbenen Zeichnungen von Asmus Carstens nun erst zur Geltung. Vor allem aber waren es Friedrich Prellers klassische Darstellungen aus der Odyssee, die die Blicke anzogen, und denen als den Werken eines Weimarer Landeskindes ein besonderer Saal mit dem Gegenstande entsprechender Ausschmückung eingeräumt ward. „Werke wie Prellers Odysseezyklus und wie Schwinds ‚Sieben Raben‘“ —

schreibt Wilhelm Lübcke — „gehören unbedingt zu dem Schönsten, was die deutsche Kunst jemals hervorgebracht hat.“ Auch dem Bedürfnis der lebenden Künstler, der unmittelbaren Beförderung künstlerischer Bestrebungen der Gegenwart, kam der Großherzog durch die Gründung der ständigen Kunstausstellung, des heutigen Museums für Kunst und Kunstgewerbe, verständnisvoll entgegen.

Der großen Vergangenheit des Weimarer Theaters suchte unter Carl Alexanders Regierung die Gegenwart nach Kräften gerecht zu werden, die guten alten Überlieferungen festhaltend, ohne bedeutenden Erscheinungen der Neuzeit sich zu verschließen. „Dem Besten des Alten, dem Besten des Neuen“ sollte nach einem Wort des Großherzogs das Theater seine Tore öffnen. Die Wagnerschen Opern, die eine Umwälzung in der Geschichte der Musik bedeuteten, nahmen von hier ihren Ausgang. In dem Jahrzehnt zwischen 1857 und 1867 stand das Theater unter Franz Dingelstedts Leitung, und manche fruchtbare Anregung ging jetzt wieder wie einst zu Goethes Zeiten von Weimar aus. So die damals viel besprochenen Aufführungen der Shakespeareschen Königsdramen, des „Wallenstein“, der Hebbelschen „Nibelungen“. Später — unter der Leitung des Generalintendanten von Loën — waren es die „Faust“-Vorstellungen — insbesondere die Bearbeitung des zweiten Teiles des „Faust“ für die Bühne, ein kühner Versuch Otto Devrients —, mit welchen Weimar voranging. Ihren vornehmen

Traditionen blieb die Weimarer Bühne treu und hielt untergeordnete Sensationsmache von sich fern; so entsprach es dem Sinne des Großherzogs. Auch für die Lutherfestspiele, welche in den achtziger Jahren Otto Devrient in Jena veranstaltete, und die an vielen Orten bis in das ferne Siebenbürgener Sachsenland Nachahmung fanden, die Gedanken der Reformationszeit in fruchtbarer Anregung wiederbelebend, nahm der Großherzog, wie an allem, was in künstlerischem Zuge die Thüringer Heimat berührte, lebhaften Anteil.

Das rege und verständnisvolle Interesse, das, von dem Landesherrn umsichtig gefördert, in Weimars Mauern literarischen und künstlerischen Bestrebungen entgegengebracht ward, ließ auch Unternehmungen ihren Schwerpunkt hier suchen, die weit über die Grenzen der Stadt und des Landes hinausgreifende Ziele verfolgten. So — zum Teil unter dem Protektorat des Großherzogs — die Shakespeare-Gesellschaft, die Schiller-Stiftung, später die Goethe-Gesellschaft, die Liszt-Stiftung, die Marie Seebach-Stiftung. Und dies Protektorat war keine bloße Form. Bei den Versammlungen der Goethe- und der Shakespeare-Gesellschaft liebte und verstand es der Großherzog, den dadurch herbeigezogenen ausgezeichneten Gästen Weimars sich auch persönlich zu widmen und so dazu beizutragen, daß diesen Zusammenkünften ein besonders festlicher Charakter traditionell erhalten blieb. Auf dem Gebiete der Pflege der Goethe-Kenntnis und der

Goethe-Literatur vor allem erwuchsen durch die großherzige Stiftung des letzten Goethe in den achtziger Jahren dem Großherzog und seiner Gemahlin neue und weitreichende Aufgaben, deren beide in hingebender Arbeitsfreudigkeit sich annahmen, und die dem hundertjährigen geistigen Erbteil Weimars einen neuen, unschätzbaren Besitz hinzufügten, der durch die pietätvolle Schenkung des letzten Enkels Schillers, des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm, noch eine wertvolle Bereicherung erfuhr. Was Weimar an dem Goethe-Nationalmuseum, der bedeutungsvollsten unter den Schöpfungen Carl Alexanders, besitzt, bedarf keiner Ausführung; es hat einen symbolischen Sinn, daß es auf der Wartburg war, wo vom Großherzog der Beschluß gefaßt wurde, dem Vermächtnis der Enkel Goethes diese Gestalt zu geben. Der großartigen Liberalität der Großherzogin Sophie, welche mit ihren reichen Mitteln überall anregend und fördernd eingriff, verdankt Weimar, dem Andenken an Deutschlands größte Dichter gewidmet, den klassischen Bau des Goethe-Schiller-Archivs, der, hoch über den steilen Ufern der Ilm emporsteigend, von seiner Terrasse einen weiten Ausblick auf die Stadt, in der Goethe und Schiller gelebt und gewirkt, und ihre anmutigen Umgebungen eröffnet, rings von Erinnerungsstätten umrahmt, die an vergangene große Zeiten gemahnen.

So wirkte in diesen Jahrzehnten eine Reihe von Faktoren zusammen, um Weimar wieder zu

einem Mittelpunkt für mannigfache Bestrebungen und Leistungen des geistigen und künstlerischen Lebens zu gestalten; dem der Geschichte angehörigen Weimar Carl Augusts stellte sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — es würde zuviel gesagt sein: ebenbürtig, aber würdig nach dem Maß der Kräfte von Zeit und Menschen — in neuem Gewande das Weimar Carl Alexanders gegenüber. Daß die anmutige Thüringer Residenz an den Ufern der Ilm nunmehr wieder wie früher eine starke Anziehungskraft nach außen übte und neben Musikern und Malern auch literarische Berühmtheiten dauernd oder vorübergehend heranzog, war unter diesen Umständen nur natürlich. Die von Dingelstedt während seines Aufenthaltes in Weimar ausgehende Anregung blieb nicht auf die Bühne beschränkt; auch Gutzkow lebte und wirkte hier während einer Reihe von Jahren als Sekretär der Schiller-Stiftung; Friedrich Hebbel und Paul Heyse trugen sich, vom Großherzog dazu angeregt, zeitweilig mit dem Gedanken einer dauernden Übersiedelung nach Weimar, ebenso David Strauß und Otto Ludwig; auch Victor Scheffel trat dem fürstlichen Herrn während längerer Aufenthalte nahe und schrieb auf der Wartburg seine „Frau Aventiure"; der Wunsch des Großherzogs, den geistvollen Schriftsteller Max Waldau (Georg Spiller von Hauenschild) nach Weimar zu ziehen, scheiterte an dessen plötzlichem Tode; der in Leipzig seiner Professur entsetzte namhafte Historiker Carl Bieder-

mann fand in Weimar für eine Reihe von Jahren eine Zuflucht als Leiter des Regierungsblattes, der „Weimarer Zeitung“; in neuerer Zeit machte die Niederlassung Friedrich Nietzsches in Weimar die Stadt Schillers und Goethes auch zum Mittelpunkt einer Nietzsche-Gemeinde und der Nietzsche-Forschung. Zahlreiche auswärtige Gelehrte und Künstler von Bedeutung führte im Laufe dieser Jahre — „Italien kennt keinen großen Namen, den dieses Haus nicht seinen Gast genannt“ — eigener Antrieb oder die Gelegenheit von Festen und Versammlungen zu vorübergehendem Besuch nach Weimar. Zu den literarisch bekannten Persönlichkeiten, welche in diesem oder jenem Anlaß gern hier einkehrten, gehörten auch der Liszt nahe befreundete Adolph Stahr und seine Gattin Frau Fanny Lewald-Stahr, die letztere auch angezogen durch ihre persönlichen Beziehungen zum Großherzog Carl Alexander [1]. Mit Nennung ihres Namens wenden wir uns, nachdem wir einleitend das Weimar Carl Alexanders in gedrängten Zügen zu charakterisieren versucht haben, nunmehr der Aufgabe zu, welche diesen Blättern gestellt ist.

* * *

In den Oktobertagen des stürmischen Jahres 1848 war Fanny Lewald in Begleitung ihrer Freundin Therese von Bacheracht zum ersten Male nach Weimar gekommen. Man hatte für einige

[1] Adolph Stahr war in Prenzlau am 22. Oktober 1805, Fanny Lewald in Königsberg am 24. März 1811 geboren.

Tage im Hotel zum Erbprinzen am Markte Wohnung genommen, in dem einst Schiller bei seiner ersten Anwesenheit in Weimar (1787) abgestiegen war, und wo jetzt, vor seiner Übersiedelung auf die Altenburg, Liszt eine Reihe von Zimmern inne hatte.

Fanny Lewald war damals schon eine Schriftstellerin von Ruf. Ihre beiden Romane „Clementine" und „Jenny" hatten Beachtung gefunden — der letztere als eine warme Kundgebung für die Emanzipation der Juden auch in politischen Kreisen. Daß sie ungescheut und wirksam auszusprechen verstand, was ihrer Überzeugung entsprach, hatte sie auch in ihrem kurz vorher erschienenen Buch „Diogena" bewiesen, in dem sie die gefeierten Moderomane der Gräfin Ida Hahn-Hahn — die damalige Lieblingslektüre der gebildeten Welt — mit der Lauge scharfer Satire übergossen hatte. Sie hatte eben — was damals noch nichts Gewöhnliches war — einen längern Aufenthalt in Italien und vor allem in Rom hinter sich, wo sich ihr Seelenbündnis mit ihrem spätern Gatten Adolph Stahr geknüpft, und war in Paris in den heißen Tagen der Februarrevolution Augenzeugin der Vorgänge gewesen, welche das Julikönigtum gestürzt und eine neue politische Ära über die Länder Europas heraufgeführt hatten. So war sie auch dadurch eine interessante Persönlichkeit. In Weimar fand sie Freunde aus der Zeit ihres römischen Aufenthaltes vor.

Auch ihre Freundin, Frau von Bacheracht, war unter dem Namen Therese als Romanschriftstellerin

bekannt und stand mitten in der literarischen Strömung der Zeit. Ihre nahen Beziehungen zu Gutzkow waren kein Geheimnis. Schönheit und Anmut unterstützten, wie Zeitgenossen bezeugen, ihre Erscheinung. Als vornehme Dame, als Tochter des an den Höfen von Oldenburg und Mecklenburg beglaubigten russischen Gesandten von Struve, fand sie in Weimar auch bei Hof Zutritt und entgegenkommende Aufnahme.

Es scheint, daß durch Frau von Bacheracht die Aufmerksamkeit des jungen Erbgroßherzogs auf die Anwesenheit Fanny Lewalds in Weimar gelenkt und dadurch in ihm, der gern mit bedeutenden Menschen Anknüpfung suchte, der Wunsch rege geworden war, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. So ließ er sich denn eines Tages mit kurz bemessener Frist zu einem Besuch im Hotel zum Erbprinzen ansagen. Fanny Lewald hat später geschildert, welchen Wirrwarr die unerwartete fürstliche Anmeldung in den von den beiden Freundinnen bewohnten Räumen angerichtet hatte; erst im letzten Augenblick war es gelungen, den mangelhaften Gasthofstisch, an dem der Erbgroßherzog sich niederlassen sollte, einigermaßen schicklich mit einer weißen Serviette zu bedecken. Die Begegnung aber verlief zur Befriedigung beider Teile und ließ den Wunsch näherer Bekanntschaft zurück.

Fanny Lewald begab sich alsdann von Weimar zunächst nach Dresden. Von hier schrieb sie, an die mündliche Unterredung in Weimar und die

dort besprochenen Gegenstände anknüpfend, dem Erbgroßherzog am 27. Oktober, und da dieser umgehend (am 31. Oktober) antwortete, so leitete sich damit ein Briefwechsel zwischen diesen beiden in Lebensstellung und Weltanschauung wie in der Art ihrer geistigen Veranlagung so grundverschiedenen Persönlichkeiten ein, welcher — zunächst meist um literarische Tagesfragen sich bewegend, aber allmählich mit wachsendem Vertrauen weitere Kreise ziehend, nur selten, insbesondere während der großen politischen Krisen von 1866 und 1870, für kürzere Zeit unterbrochen — über alle Wandlungen der Zeiten und Jahre hinweg durch mehr als vier Jahrzehnte sich fortsetzte, bis ihm erst der Tod Fanny Lewalds am 5. August 1889 ein Ziel setzte; der letzte Brief des Großherzogs ist am 4. Juli 1889, wenige Wochen vor ihrem Ende, geschrieben. Die Briefe des Großherzogs liegen vor uns und stellen sich in ihrer Gesamtheit als ein eigenartiges literarisches Denkmal der Sinnesart des feinsinnigen, hohen Zielen zugewandten fürstlichen Herrn dar, welches für die Beurteilung seiner Persönlichkeit kein geringes Interesse darbieten dürfte, zumal in dieser Richtung, so warm und einsichtig nach seinem Dahinscheiden seine persönlichen Eigenschaften und seine Verdienste von den berufensten Federn — Paul von Bojanowski, Ernst von Wildenbruch, Julius Rodenberg, Karl Frenzel — gewürdigt worden sind, im einzelnen noch wenig an die Öffentlichkeit gelangt ist.

In dem langen Zeitraum dieses Briefwechsels wiederholten sich auch persönliche Begegnungen der beiden Korrespondenten häufig. Im Sommer 1851 weilte Fanny Lewald wiederum längere Zeit in Weimar, wo damals gleichzeitig auch Adolph Stahr anwesend war, und die persönlichen Beziehungen mit dem Erbgroßherzog, die bis dahin über die kurze Begegnung im Oktober 1848 nicht hinausgekommen waren, befestigten sich nunmehr im mündlichen Verkehr. Aus dem Schloß und aus der Sommerresidenz Ettersburg flog in diesen Wochen manches Billett in das Hotel zum Erbprinzen hinüber. Nach Fanny Lewalds Vermählung mit Stahr (6. Februar 1855) hielten beide Gatten an dem Zuge nach Weimar fest, kamen öfters dorthin und wurden von den großherzoglichen Herrschaften stets freundlich empfangen und gern gesehen. Im Jahre 1859 fügte es sich, daß Stahrs gleichzeitig mit dem Großherzog mehrere Wochen in Helgoland weilten, und dasselbe wiederholte sich im Jahre 1864 in Ostende. Aus der Helgoländer Zeit sind Aufzeichnungen Fanny Lewalds erhalten über Gespräche bei gemeinsamen Wanderungen am Strande oder am abendlichen Teetisch mit interessanten Mitteilungen des Großherzogs, unter anderm über seine Beurteilung Ottilie von Goethes, über sein Verhältnis zu den Goetheschen Enkeln, über die am Weimarer Hof früher durch mehrere bedeutende Damen vertretene Familie von Egloffstein. Später begegnete man sich gelegentlich

in Thüringer Badeorten. Bei seinen häufigen Anwesenheiten in Berlin unterließ der Großherzog, wenn irgend seine vielbesetzte Zeit es gestattete, niemals, Frau Fanny Lewald-Stahr in ihrer Wohnung aufzusuchen und sich über brennende Fragen der Literatur und Kunst, über Menschen und Dinge mündlich mit ihr zu unterhalten; vor allem blieb er dieser Gewohnheit nach Stahrs Tode (3. Oktober 1876) getreu, weil er wußte, wie wohltuend und dankbar seine Besuche und die Aussprache über Vergangenheit und Gegenwart empfunden wurden. Sein letzter Besuch in ihrer Wohnung, Bendlerstraße 21, und damit seine letzte Begegnung mit seiner Korrespondentin fand gegen Ende Januar des Jahres 1889 — ihres Todesjahres — statt. Bezeichnend genug war einer der Gegenstände dieser letzten Unterhaltung die von beiden tief beklagte zunehmende sittliche Verwilderung der Bühne und der Tagesliteratur.

* * *

Bei dem vorliegenden Briefwechsel berührt es vor allem eigentümlich, daß er geführt ist — und ohne Unterbrechung geführt während einer so langen Reihe von Jahren — zwischen Persönlichkeiten von so völlig verschiedenen Grundanschauungen über wichtige Dinge des menschlichen Lebens, insbesondere über kardinale Fragen der Politik und der Religion. Aber diese Gegensätze stören nicht, wie es bei gewöhnlicheren Naturen leicht der Fall gewesen sein

würde, den ruhigen Fortgang der Korrespondenz. Sie erscheinen fast nebensächlich. Neben dem Trennenden bleibt in ihren Beziehungen das Gemeinsame überwiegend, das ehrliche Streben nach Wahrheit, „das Menschliche“, wie beide gern es ausdrücken, und wo einmal, wie es bei offenem Meinungsaustausch nicht anders sein kann, die Gegensätze hervortreten, versteht es der Großherzog vortrefflich, der dialektischen Überlegenheit seiner Partnerin gegenüber den eignen Standpunkt zu wahren, und es entgeht ihm nicht die Genugtuung, wahrzunehmen, wie im Laufe der Zeit die Anschauungen seiner Korrespondentin die Exzentrizitäten jüngerer Jahre abstreifen, und wie vor allem ihre politischen Auffassungen und Sympathien nach den großen Umwälzungen in Deutschland in den Jahren 1866 und 1870 mit den seinigen in vollem Einklange sind. Und was das Gemeinsame, das „Menschliche“ angeht, so ziehen sich durch die vierzigjährige Korrespondenz wie rote Fäden vor allem zwei Namen, welche dafür bezeichnend sind: die Namen Goethe und Rom.

Dem Großherzog war die Hingabe an Goethe nicht allein ein Vermächtnis seiner Erziehung und seiner heimatlichen Überlieferungen, sondern auch ein innerstes Bedürfnis seiner Natur, und wer Fanny Lewalds geistige Entwicklung in ihren Schriften verfolgt hat, ist auch dort schon früh einer starken vorbildlichen Einwirkung Goethes begegnet. So trafen hier Sympathien und Ideen

von vornherein zusammen. Immer von neuem kommt der Großherzog in seinen Briefen darauf zurück, was Goethe für die Menschheit bedeutet, auf seinen „wohltuenden Einfluß auf die Seele", auf die erzieherische Macht seiner Persönlichkeit und seiner Werke. Seine Lebensweisheit ist dem Großherzog „das Rudersteuer in zerrissener Zeit". Ein „Erzieher und Auferbauer" ist er ihm „für jeden Menschen, der wahrhaft leben will, also arbeiten, kämpfen und sich vervollkommnen", ein „Vorbild in der Kunst, sich zu erziehen und zu bilden", in dem auch er „immer von neuem seine Hilfe sucht und findet", den „jeder braucht, der wahrhaft sich zu bilden strebt", zu dem „die deutsche Nation, je mehr sie vorwärtsschreitet, immer mehr zurückkehren wird". „Goethe verstand es, das Leben zu behandeln und seine Seele durch das Leben, an dem Leben zur Vollendung heranzubilden. Egoismus nannte die Torheit oder der Neid seine Objektivität. Sie war dennoch nur das richtige Mittel zum erhabenen und erreichten Ziel." In zahlreichen Wendungen kehren diese Grundgedanken in den Briefen wieder, und man erkennt, einen wie breiten Raum dieselben in dem Seelenleben des Großherzogs einnahmen.

So begreift es sich, daß, als der letzte Wille Walters von Goethe dem Großherzog Pflichten auferlegte, „welche sich nicht bloß auf mein Land, nicht bloß auf Deutschland, sondern auf die ganze gebildete Welt beziehen", er diese Pflichten gern

und mit warmem Herzen auf sich nahm und den ihm daraus erwachsenden Aufgaben treue und unermüdliche Arbeit widmete. Auch in seinen Briefen aus jener Zeit spricht sich dies immer wiederkehrend aus. „In dem rastlosen Streben nach dem Guten und Schönen", in dem Kultus der „Arbeit", in dem bis in späte Lebensjahre festgehaltenen Ziel der Vervollkommnung der eignen Persönlichkeit, in der ehrlichen Achtung vor jedem Wissen und Können, in der Betätigung einer von den landläufigen Vorurteilen der Zeiten und Menschen freien Gesinnung findet sich der Großherzog mit seiner Korrespondentin zusammen; neben ihren Wahlspruch „arbeiten und nicht müde werden" stellt er den seinigen: „Vigilando ascendimus".

Gemeinsam war dem Großherzog und Fanny Lewald ferner der Zug des Herzens nach dem Süden und vor allem nach dem ewigen Rom. Auch dieser Ton klingt durch den ganzen Briefwechsel. Italien ist dem Großherzog nach einem gern von ihm angeführten Ausdruck von Radowitz „das ewige Sehnsuchtsland der Deutschen". Als er im Herbst 1852 mit seiner Gemahlin einen längern Aufenthalt in Sorrent genommen hatte, drängte es ihn von diesen reizvollen Gestaden und aus der Casa di Tasso zurück nach Rom. Auf Rom freut er sich am meisten. Von allen Orten Italiens ist es ihm der sympathischste. Nur dort möchte er leben. Der große geschichtliche Charakter der Stadt, die Eigenart der Umgebung, die Werke der Kunst

und des Altertums, die ganze Atmosphäre zogen ihn mächtig an; auch in der römischen Gesellschaft verkehrte er gern und knüpfte dort in den künstlerischen und wissenschaftlichen Kreisen dauernde Beziehungen; mit jenem Herzog von Sermoneta aus dem Hause Caëtani, der seinerzeit dem König Viktor Emanuel den Beschluß des römischen Volkes zu überbringen hatte, durch den die Einheit Italiens vollendet ward, blieb er in freundschaftlicher und brieflicher Verbindung. „In Rom" — schreibt er einmal — „bin ich immer mit etwas wohnen geblieben." Dankbar gedenkt er manchmal des Stahrschen Buches „Ein Jahr in Italien" als seines treuen und zuverlässigen Führers. „Stahr hat sich durch sein Werk über Italien ein wahres Denkmal gesetzt."

In Fanny Lewalds Leben bezeichnet ihr erster Aufenthalt in Rom die Epoche, in der sie nach langen Kämpfen, die sie uns in ihrer „Lebensgeschichte" geschildert hat, im Vollbesitz ihrer Freiheit und Selbständigkeit zu Ruhe und Gleichgewicht gelangte. Auch ihre Gedanken und Wünsche wendeten sich immer wieder über die Alpen zurück und klangen im brieflichen Austausch mit denjenigen des Großherzogs zusammen. Als sie nach mehr als zehn Jahren dieser Sehnsucht zum ersten Male wieder folgen durfte, um mit ihrem Gatten einige Wochen in dem gelobten Lande zuzubringen, deren Eindrücke und Erlebnisse Stahr in seinen „Herbstmonaten in Oberitalien" niedergelegt hat, verstand

und teilte der Großherzog ihre freudige Stimmung und gedachte dabei seiner eignen „immer wachsenden Sehnsucht nach dem Jenseits der Alpen", der er deshalb nicht folgen kann, wie er möchte, weil, „wer regiert, dient". Freundlich stattete er die Reisenden mit Ratschlägen und mit Empfehlungen an eine Mailänder Familie und an den geistvollen Maler Nerly aus, der in Venedig im Palazzo Pisani sein Atelier aufgeschlagen hatte.

Rom sah Fanny Lewald erst nach zwanzigjähriger Unterbrechung wieder und verbrachte dort mit ihrem Gatten den ereignisvollen Winter von 1866 auf 1867, hingenommen von den politischen Eindrücken jener bewegten Zeit und darüber dem Großherzog berichtend, der an ihren anschaulichen und farbenreichen Mitteilungen regsten Anteil nahm und die ahnende Zuversicht nicht zurückhielt, daß aus den Wirren und Erschütterungen des Tages eine neue und bessere Zeit für Rom und Italien hervorgehen werde. Noch zweimal führten nach dem Tode ihres Gatten Fanny Lewald ihre Wege wieder nach Rom, und immer begleitete sie des Großherzogs warmes Interesse. Der erste dieser Aufenthalte fiel in die Monate, in denen dem Tode Viktor Emanuels nach wenigen Wochen der Tod Pius IX. folgte, und es war ihr vergönnt an Ort und Stelle das Konklave mitzuerleben, aus dem die Wahl Leos XIII. hervorging. An politischem Stoff fehlte es also neben den sonstigen Eindrücken in dieser Zeit den Briefen nach Weimar nicht.

In den beiden Wintern, die sie jetzt in Rom zubringen durfte, wohnte sie an der Via Gregoriana in unmittelbarer Nähe von Trinita de Monti, von dessen Terrasse am Fuß der Medicigärten sich einer der herrlichsten Ausblicke über die Stadt, auf die Kuppel von St. Peter und auf die Höhenzüge des Monte Mario eröffnet. Von dort sah sie in ihrem siebzigsten Lebensjahre zum letzten Male die ewige Stadt, in der sie, wie sie einmal schreibt, „die eigentliche Heimat ihres Herzens" hatte. Auch der Großherzog blieb dem Zuge nach Rom bis an sein Lebensende getreu; der letzte Besuch des Achtzigjährigen an dieser Stätte seiner Sehnsucht gehört dem Jahre 1898 an.

Von der Berührung eigentlich politischer Dinge hält sich der Briefwechsel des Großherzogs mit Fanny Lewald im ganzen fern. Nur in den ersten Jahren hatte er temperamentvollen Auslassungen seiner Korrespondentin bisweilen das ruhige Gleichmaß der eignen Anschauungen entgegenzustellen. Es lag die Neigung, politisch sich geltendzumachen, wie etwa sein Vetter und Nachbarfürst, Herzog Ernst von Coburg-Gotha, wohl überhaupt nicht im Wesen des Großherzogs. In seinem Lande bewegte sich während seiner Regierung die Entwicklung in friedlichem Einverständnis zwischen Fürst und Volk geräuschlos in den geordneten Bahnen eines ruhigen und besonnenen Fortschrittes, und in den Fragen der großen Politik, in denen während der folgenreichen

Jahre der innern Umgestaltung Deutschlands seine Stellung wie nach seinen Gesinnungen so nach den Verhältnissen eine gegebene war, erlegte ihm sein nahes Verwandtschaftsverhältnis zum preußischen Königs- und deutschen Kaiserhause vielleicht eine gewisse Zurückhaltung auf, welche auch seiner Sinnesart entsprach. Auch in dieser Korrespondenz schneidet er deshalb politische Fäden meistens kurz ab oder spinnt sie nicht weiter. Als im Jahre 1858 nach matter und dunkler Zeit mit der Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen zum ersten Male wieder ein frischerer Luftzug durch Deutschland ging und Fanny Lewald den sich daran knüpfenden Hoffnungen in lebhaften Worten Ausdruck gegeben hatte, antwortet der Großherzog nur: „Ich freue mich Ihres Urteils über meinen Schwager, der das Vertrauen verdient, das man in ihn setzt, und das er einflößt." Aber gelegentlich bleibt doch in diesen Briefen auch ein politischer Meinungsaustausch nicht aus. So, wie schon angedeutet, gegenüber den Vorgängen in Italien, welche zur Gründung des Einheitsstaates führten, und in denen der Großherzog mit freiem und klarem Blick — darin unähnlich manchem seiner fürstlichen Standesgenossen in jener Zeit — den Zielen der Politik des Hauses Savoyen von vornherein vorurteilsloses Verständnis entgegentrug. In den Deutschland bewegenden stürmischen Zeiten der Jahre 1866 und 1870 ruhte der Briefwechsel, weil Interessen und Tätigkeit des Groß-

herzogs in andern Richtungen in Anspruch genommen waren. Während des deutsch-französischen Krieges blieb er seinem königlichen Schwager zur Seite und war Zeuge aller bedeutsamen Begebenheiten jener großen Tage bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums, nicht ohne, wie ihm von berufenster Seite bezeugt wird, in kritischen Momenten der internationalen Lage seinen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Einfluß in Rußland zugunsten Deutschlands wirksam verwenden zu können. Die Tagebücher des Großherzogs aus dieser Zeit, wenn sie einmal vollständig das Licht der Welt erblicken, werden gewiß von großem Interesse sein, aber doch in anderm Sinne als etwa diejenigen des Großherzogs Friedrich von Baden, da er der Entwicklung zumal der innern deutschen Verfassungsfragen wohl nicht so nahe stand wie dieser. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich hatte der Großherzog seiner Korrespondentin auf einen Willkommensgruß zu erwidern. „Gottes Allmacht und Barmherzigkeit" — schrieb er — „hat sich so wunderbar an dem Vaterlande bewiesen, daß man fast zu schwach sich fühlt, genug zu danken. Ja, ‚vorwärts', das rufe auch ich! Gebe uns Gott die richtige Einsicht und Kraft, die große Aufgabe vor der Geschichte zu erfüllen: das Reich auszubauen und ihm richtig zu dienen. Ich habe dazu sehr guten Mut." So schrieb der Großherzog vor dreiunddreißig Jahren; daß in den spätern Stadien der Entwicklung manche Erscheinungen hervortraten,

welche dieses Vertrauen auf die Probe zu stellen geeignet waren, verhehlte er sich nicht.

Wie könnte man treffender die innern Schäden der heutigen Tage bezeichnen, als der Großherzog es tut in einem im Jahre 1883 geschriebenen Briefe: „Unsere größte Gefahr sind die zersetzenden Parteiungen. Dies sind unsre wahren Feinde, von denen uns die größten Gefahren um so mehr drohen, als wir nichts tun, sie zu beseitigen. Könnte dies mit Monumenten und Ausstellungen geschehen, wäre uns geholfen." In den ernsten und sorgenvollen Tagen, welche dem Tode Kaiser Wilhelms I. folgten, schreibt er seiner Korrespondentin: „Auf das Ganze und Große muß der Geist blicken, wenn das Einzelne schwer zu ertragen, fast unerträglich erscheint." Als treuer und warmer deutscher Patriot bewährte sich der Großherzog in allen schwierigen Lagen und Übergängen seines Lebens; das war bei ihm außer Frage; aber er war, wie die großen Weimaraner, ein universeller Geist und verstand ohne enge, nationale Befangenheit auch die Vorzüge und Leistungen andrer Nationen nach ihrem Werte zu würdigen; wie in seinem feinen Verständnis für das Beste der französischen und englischen Literatur, betätigte sich dies unter anderm auch darin, daß er ohne Rücksicht auf etwaige einheimische Empfindlichkeiten hervorragende auswärtige Künstler, wie die Belgier Pauwels und Verlat, als Lehrer an seine Kunstschule zog.

In manchem liebenswürdigen Zug zeigt sich

im Laufe des Briefwechsels die warme Anhänglichkeit und Liebe des Großherzogs für sein Land, für seine Thüringer Heimat. In seinen Thüringer Bergen, im Schatten seiner Thüringer Tannen fühlt er sich am wohlsten und bringt dies gern zum Ausdruck. Jedes anerkennende Wort, welches seines Thüringen, seiner Wartburg, seines Weimar gedenkt, fällt bei ihm auf fruchtbaren Boden und ist seiner Dankbarkeit gewiß. „Was man liebend pflegt und pflegend liebt, von andren verstanden und geliebt zu sehen, ist immer ein Glück.“ Und stets erinnert er sich gern dabei des noblesse oblige. „Sie wissen, was der Name, den wir tragen, der Name Weimar, uns Geschwistern auferlegt.“ „Was Weimar zu erstreben hat und erstrebt, wissen Sie: dies Bemühen von Ihnen anerkannt zu sehen, ist mir, als dem Verwalter des Anvertrauten, eine wahre Freude.“

Wenn der Großherzog seiner Korrespondentin gelegentlich das Kompliment macht, „die erste deutsche Schriftstellerin der Gegenwart“ zu sein, so wird dagegen nach dem Maßstabe ihrer Zeit vielleicht kaum etwas eingewendet werden. Gewiß aber ist sie in ihren Werken und in ihrer praktischen Lebensbetätigung die erste Vertreterin und Vorkämpferin der Grundsätze und Bestrebungen gewesen, aus denen, immer weitere Kreise ziehend, die Frauenfrage sich entwickelt hat. Ihre „Osterbriefe“ und ihre Schrift „Für und wider die Frauen“ stehen am Eingang dieser Bewegung. Wie

sie weithin Aufsehen erregten, fesselten sie auch die Teilnahme des Großherzogs, und es gereichte ihm zu bescheidner Genugtuung, festzustellen, daß mit der Durchführung der Heranziehung der Frauenarbeit für die Zwecke des öffentlichen Lebens in seinem Lande ein erster Versuch mit der Anstellung einer Lehrerin an der Bürgerschule in Apolda (1875) gemacht worden war. Gern suchte der Großherzog für diese damals noch in ihren Anfängen liegenden Bestrebungen auch das Interesse und die Teilnahme seiner Gemahlin und seiner Schwester, der deutschen Kaiserin, lebendig zu erhalten.

Es ist wohltuend, während des langen Zeitraums von mehr als vierzig Jahren zu verfolgen, wie der Briefwechsel zwischen dem Großherzog und Fanny Lewald in allem Wandel der Zeiten, der Interessen und des Lebensalters unentwegt auf den Grundton des „Menschlichen" – das bevorzugte Lieblingswort des Großherzogs — gestimmt bleibt. Es sind nicht bloß Unterhaltungen zwischen einem kunstsinnigen und wissensfreudigen Fürsten und einer geistreichen Schriftstellerin, deren Berühmtheit noch in aufsteigender Linie begriffen ist, über Welt, Menschen und Dinge, sondern es bildet sich zugleich in diesen Beziehungen ein wirklich nahes, persönliches Verhältnis heraus, das mit zunehmenden Jahren, anstatt wie so manchmal zu erlahmen, eher an Wärme gewinnt. Wie er mit seiner Korrespondentin bis an deren Lebensende wichtige

Fragen der Literatur, der Kunst, der Zeitgeschichte gern erörterte, so wendete er auch ihren persönlichen Angelegenheiten, ihren großen und kleinen Sorgen ein freundliches menschliches Interesse zu. Unvergessen blieb, daß in den schwierigen Verhältnissen, in die Fanny Lewald und Adolph Stahr durch die Entwicklung ihres Herzensbündnisses geraten waren, der Großherzog aus eignem Antriebe sich ihnen großherzig und hilfreich erwies und ihnen nach Kräften beistand, zu dem ersehnten Ziel zu gelangen, das nach schweren Kämpfen ihr Lebensglück dauernd begründete. Das Recht, seine Korrespondentin seine „Freundin" nennen zu dürfen, nahm der Großherzog ausdrücklich für sich in Anspruch. An den Vorgängen in ihrer Familie, ihren Reiseplänen, ihren Wohnungswechseln, an den Wandlungen, die der Tod ihres Gatten für sie mit sich brachte, an allem, was sie bewegte und bedrückte, nahm er wohltuenden Anteil. Und als mit den Jahren ihre Kräfte nachließen und körperliche Leiden mehr und mehr sich einstellten, die ihr den Flug über die Alpen — noch immer das Ziel ihrer Sehnsucht — unmöglich machten, war er ihr in fast rührender Weise ein treuer Tröster. „Kein Alter gibt es, nur ewige Jugend für die Seele, welche empor zur Verschönerung strebt und wirkt." In kleinen Aufmerksamkeiten für die Freundin ergeht er sich gern, sendet ihr Erzeugnisse der Thüringer Landesindustrie und sucht in den letzten Monaten ihres Lebens, als sie vergeblich Kräftigung in veränderter Luft

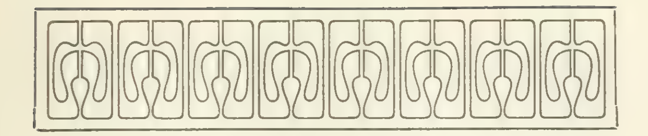
und veränderten Umgebungen für sich erhofft, ihren Mut hochzuhalten. Noch in seinem letzten Brief vom 4. Juli 1889 malt er — im Begriff, von Weimar nach Wilhelmsthal, „inmitten thüringischer Berge", überzusiedeln — ihr eine Begegnung „auf irgend einem thüringischen Berggipfel, unter einer Tanne" aus, bei der er ihr von der gesteigerten Tätigkeit in Weimar infolge der Vereinigung des handschriftlichen Nachlasses Schillers mit dem Goethe-Archiv erzählen will. „Doppelte Pflichten" — schreibt der Großherzog — „treten an uns mithin heran, und verdoppelte Tätigkeit ist unser Losungswort um so mehr, als sich auch die Ansprüche an Weimar damit verdoppeln. Das wäre so ungefähr die Vorrede zu unsrer nächsten Unterhaltung, so Gott will." Mit diesen Akkorden klingt der vierzigjährige Briefwechsel aus.

* * *

Der Wiedergabe der Briefe selbst sind nur wenige Bemerkungen vorauszuschicken. In manchen ihrer Wendungen wird, wem es vergönnt gewesen ist, dem verewigten Großherzog persönlich näherzutreten, ihn sprechen zu hören glauben. In der Ausdrucksweise mag bisweilen ein etwas begegnen, was sich aus dem häufigen Gebrauch der französischen Sprache von seiten des Großherzogs erklärt. War doch seine Mutter eine Russin, seine Gemahlin eine Niederländerin und das Französische in Weimar, wo bei Hof und in der Gesellschaft von jeher viele

ausländische Elemente sich zusammenfanden, nicht allein noch lange die Sprache des Hofes und der fürstlichen Familie, sondern auch der Großherzog selbst war, von einem französischen Erzieher (Soret) herangebildet, gewissermaßen französisch zu denken gewohnt. Und wenn man in dem Wesen des Großherzogs „einen leisen Stich in die Anempfindung und die Pose" zu bemerken geglaubt hat, so mag das für seine jüngeren Jahre vielleicht zutreffen und in den Briefen sich in Äußerlichkeiten bisweilen erkennbar machen, so wenig es die innere Wahrhaftigkeit und den Gehalt des Austausches zu beeinflussen vermag. Und wenn endlich in der Folge der Korrespondenz hier und da vielleicht der Eindruck einer gewissen Eintönigkeit entsteht, so wird zu beachten sein, daß die Briefe häufig in denselben stets wiederkehrenden äußern Anlässen — für literarische Zusendungen, für Glückwünsche zu Jahreswechseln, Geburtstagen, Familienereignissen dankend — geschrieben sind und deshalb für sie ein gewisser Zuschnitt in der Einkleidung von vornherein gegeben war.





II. Briefe 1848—1889.

1.

Weimar, 31. Oktober 1848.

Zu Anfang Ihres italienischen Bilderbuches sagen Sie: „Es gibt einen Epikuräismus der Entsagung, den ich sehr süß finde; er besteht darin, sich den Genuß eines Glücks, dessen man sicher ist, so lange als möglich vorzuenthalten." Durch meine eilige Antwort [1]) bekenne ich mich also zu Ihrem Gegner, und dies im ersten Augenblick der Bekanntschaft, und überdies in einem Augenblick, wo ich

[1]) Auf einen Brief aus Dresden vom 27. Oktober 1848. In demselben heißt es: „Daß wir nach Wahrheit streben, das Gute wollen, das ist jener Adelsbrief der Gleichheit, die Ihnen, Königliche Hoheit, und Frau von Bacheracht und mir die Herzen zu offenem Aussprechen erschloß, als Sie mir die Freude Ihres Besuchs gönnten. Jene Stunde war eben eine von den Goldorangen des Glücks, von denen ich Ihnen erzählte, die uns das Schicksal unerwartet zuwirft, und die wir uns aneignen können, wenn wir die Hände darnach ausbreiten, statt sie uns, erschreckend, vor das Gesicht zu halten."

das Gegenteil empfinde von dem, was ich schreibe, denn ich fühle mich nicht Ihr Gegner. Wickeln Sie mich nun aus diesem Widerspruch, in welchen Sie mich gütigst verflochten haben, heraus wie Sie können. Vielleicht hilft Ihnen hiezu meine Dankbarkeit, von deren Herzlichkeit ich Sie überzeugt wissen möchte und auch in der Tat überzeugt halte. Denn Sie werden mir ohne Versicherung glauben, daß ich Sie genug zu kennen meine, um nicht in künstliche Phrasen — könnte ich diese überhaupt — meine Gefühle zu kleiden, die ich Ihnen auszusprechen wünsche. Ich bringe sie Ihnen dar in aller Aufrichtigkeit und mit der Freude, die ich empfand, als ich heute Ihr Paket eröffnete und Ihren Brief las. Meine Goldorange des Glücks halte ich auch fest, wie Sie sehen, wie ich sie festhielt, als ich Ihre Ankunft in Weimar erfuhr; ja, ich behaupte sogar: ich besitze jenen Hesperidenapfel ganz allein, denn die Bekanntschaft nur der Person kann interessant und beglückend für den strebenden Geist sein, welche ihn mit anerkannter Wirksamkeit gepaart hat. Dies ist aber bei Ihnen, noch nicht bei mir der Fall. Gönnen Sie mir den Glauben, daß bei dem Streben nach der meinigen Sie mir Ihr wohlmeinendes Interesse nicht versagen werden.

Ihre Bemerkung über den Goetheschen Briefwechsel[1] ist wahr. Betrachten wir indessen mensch-

[1] „Goethes Briefe an Frau von Stein 1776—1826, herausgegeben von A. Schöll", erschienen in drei Bänden in Weimar 1848—1851.

lich das Menschliche; sie, d. h. die Menschen, urteilen über das Verhältnis, wie man auf Erden es eben tut, weil man auf Erden wallt. Es liegt etwas unendlich Gewöhnliches auf den ersten Blick in dem Gesagten; indessen ist dem nicht so, denn unsre Pflicht erfordert es, dies Menschliche aufzufassen. Hierinnen liegt ein Schlüssel zur Erkenntnis, zur Führung der Menschen. Ich trachte hiernach, weil ich fühle, daß dies mir helfen wird, meine Zeit zu erkennen und mein Steuerruder zu lenken. Ist doch das Menschliche auch wahr, und erfordert doch diese Zeit ewig die Wahrheit.

Ich möchte, Sie sagten, Sie brächten in Weimar den Herbst zu! Dieser Wunsch ist auch wahr, wie derjenige, in das Gedächtnis der Frau von Bacheracht[1]) zurückgerufen zu werden und in dem Ihrigen fortzuleben als

Ihr sehr ergebener Carl Alexander,
Erbgroßherzog von Sachsen.

2.

Weimar, 24. Dezember 1848.

Sie haben meinen stillen Wunsch erraten, indem Sie mir aufs neue schrieben; ich bin Ihnen also doppelten Dank schuldig, einmal, daß Sie

---

[1]) Therese von Bacheracht, geb. 4. Juli 1804 zu Stuttgart, Tochter des russischen Gesandten von Struve in Hamburg, — verheiratet 1825 mit dem russischen Generalkonsul von Bacheracht in Hamburg, von demselben geschieden 1849 —, wieder verheiratet mit dem niederländischen Oberst Heinrich

meiner wiederholt gedachten, dann, daß Sie unsre Korrespondenz fortsetzten. Aber um so herzlicher ist der Dank, wenn ich mich in den Inhalt Ihres Schreibens recht hineindenke und fühle. Sie haben in raschem Federzug die weiten Grenzen einer ganzen Welt umlaufen, in die Sie mich mit warmem Anteil verflechten. Dieser Anteil läßt Sie, meine Gnädigste, in einen kleinen Widerspruch fallen, denn die Republikanerin gibt dem Fürsten Rat, wie er die Zeit erkennen und sie leiten, mithin dem Lande sich nützlich machen, hierdurch aber die Republik bekämpfen könne. Sie sehen, es ist gefährlich, mit den Waffen spielen, denn nun wenden sie sich gegen Sie; denn ich erkläre Ihnen, daß Sie an mir, Ihnen zum Trotz, einen so vortrefflichen Schüler bekommen sollen, daß ich, immer Dank sei es Ihnen, die Republik noch etwas fernhalten dürfte. Vielleicht gelingt es mir, Ihnen Glauben zu dem Gesagten einzuflößen, wenn ich gestehe, daß ich im Lande nie den unbedingten Besitz des Fürsten, wohl aber ein von Gott seiner Sorgfalt anvertrautes Gut erkannte, über das er Gott wie dem Volke Rechenschaft zu geben habe. Hieraus folgt der Standpunkt des Fürsten, den die Stürme der jetzigen Zeit klarer gezeichnet haben. Er ist nicht immer leicht; das weiß der am besten, der ihn so wollte; allein, ich wenigstens finde, daß

von Lützow, gest. auf Java 16. September 1852. Über ihr Verhältnis zu Therese von Bacheracht hat sich Fanny Lewald in ihrer „Lebensgeschichte 1861—1869“ eingehend ausgesprochen.

das Leben im Leichten nie ein volles Leben ist: deshalb klage ich nicht über den Kampf, sondern fühle mich gestärkt wie am Körper in der Brandung der See. Aber klagen tue ich, daß mancher, von dem so vieles abhängt, diesem Kampfe fernstehen zu wollen scheint, und deshalb seufze ich mit Ihnen, daß der richtige Rat da zu fehlen scheint, wo auch ohne ihn das Richtige und Weise gefühlt werden sollte. Wäre dies der Fall gewesen, so würden allerdings die Zustände in Preußen anders sich herausgestellt haben. Indessen ist es nun einmal so, und frisch wollen wir mit dem Strome vorwärtsschwimmen. Es ist dies die Grundbedingnis zu dem möglichen Sieg in den Kämpfen, die uns, befürchte ich, noch bevorstehen.

Sie kritisieren das Wort „menschlich", das ich rücksichtlich der Steinschen Briefe anwendete, doch was Sie sagen, beweist mir, daß wir einerlei Meinung. Göttlich, sagen Sie, müsse man, müsse ein Fürst urteilen. Aber dies eben ist auch das Menschliche! Soll ein Fürst göttlich über Menschen urteilen, so muß er die Gefühle, die Leiden, die Freuden derselben kennen, fühlen, um das Göttliche eben diesen anzupassen und es menschlich zu machen. Was ist nun menschlicher, als daß zwei edle Seelen sich erkennen, sich lieben! Das menschliche Gefühl erkennt dies und toleriert es, freut sich und leidet mit — die Leute aber verfolgen das Verhältnis mit den Augen und Zungen der Welt — vielleicht könnte man die Gesinnung daher eine weltliche nennen!

Noch einen Dank habe ich Ihnen auszusprechen, und zwar für Ihr Werk über Italien[1]. Jetzt, wo ich es kenne, kann ich Ihnen erst recht danken. Sie haben mir wahre Freude, wahren Genuß mit demselben bereitet. Es ist immer verdienstlich, wenn man sein Selbst ist und sein will und namentlich da und dann, wo und wann viele ein und dieselbe Straße laufen zu müssen glauben. Wie sonderbar doch, daß das, was am nächsten scheint, das entfernteste ist! Was scheint aber natürlicher, als daß man, wenn man ein Ich hat, auch ein Ich ist, und doch sind die wenigsten Ich, gewöhnlich weil sie der oder die oder das sein wollen.

Doch Sie schreiben Werke, und ich werfe, wie Sie sehen, mit Artikeln um mich herum — das Kind spielt mit den einzelnen Lettern des Schriftsetzers — daher ist es besser, daß ich, mein bescheidenes Ich erkennend, Ihnen für heute Lebewohl sage. Meine besten Wünsche für Sie zum neuen Jahre, mir selbst der Glaube, daß Sie gewogen bleiben werden

Ihrem aufrichtig ergebenen
Carl Alexander.

3.

Weimar, 26. Januar 1849.

Schade, daß Sie sich nicht aus Sich selbst hinausversetzen können, um Ihre Werke so zu ge=

[1] Italienisches Bilderbuch, 1847.

nießen, wie die es tun, welchen Sie dieselben reichen — Sie würden bei dem Empfang Ihres Briefes vom 20. dieselbe Freude, bei dem Lesen desselben gleichen Genuß wie ich gehabt haben. Glauben Sie mir also, daß mein Dank ein sehr herzlicher ist. — Ihre pikanten und geistreichen Erklärungen, warum Sie das Leben in den privilegierten Sommergenußorten nicht leiden können, und nun endlich dies Kulissendetail jener Viertelstunde, die unsrer Bekanntschaft voranging[1]), versetzten mich in so tolle Laune, daß ich auf meinem Stuhl in lautes Lachen ausbrach und die Ruhe in dem Schlafzimmer meiner Frau über den Haufen warf, wo ich gerade nach ihrer am 20. erfolgten Niederkunft Wache hielt[2]). Auch in jenen Erklärungen wie Bekenntnissen liegt eine neue Sympathie zwischen uns beiden, denn ich lache gern und hasse die Badeorte — ja selbst auf einen und denselben Grund konzentriert sich unser Haß — denn Franzensbrunn ist am Ende einer dort verlebten Woche fast mein Tod vor langer Weile ge-

[1]) Schilderung der Verwirrung, welche die unerwartete Anmeldung des Erbgroßherzogs in den von Fanny Lewald und ihrer Freundin bewohnten Räumen des Hotels zum Erbprinzen hervorgerufen hatte. Ihren und Therese von Bacherachts damaligen Aufenthalt in Weimar hat Fanny Lewald in ihren Erinnerungen an „Franz Liszt. 1886“ (Zwölf Bilder nach dem Leben, Berlin 1888, S. 334 ff.) näher beschrieben.

[2]) Am 20. Januar 1849 war die Prinzessin Marie, die spätere Gemahlin des Prinzen Heinrich VII. von Reuß Schleiz Köstritz, geboren.

worden. Für Ihre Erzählung der Gasthoferlebnisse bin ich Ihnen übrigens noch aus einem andern Grunde dankbar. Dieselbe Gesinnung, welche das „menschliche Urteil" mir inspirieren durfte, läßt mich einen eigenen Wert in jedes Lebensdetail, weil es ein solches ist, legen — deshalb danke ich Ihnen noch besonders, mir diese spezielle Freude gemacht zu haben, die Sie vollkommen erkennen werden, denn Ihr Wunsch, das Volk zu studieren und Ihre Projekte für das Bachatal [1] dürften doch nur auf etwas Ähnlichem, wenn auch nicht allein, basiert sein. Wie sehr ich mich übrigens über diese Projekte freue, müssen Sie selbst fühlen, nicht weniger, daß es mein sehr aufrichtiger Wunsch sein muß, Sie vom Projektieren zum Realisieren schreiten zu sehen. — Wäre ich einmal in der Hölle, ich glaube, Lucifer machte mich, aus Rücksicht zu diesem besonderen Beobachtungshang, zum diable boiteux, dessen wahre Partikularität gerade diese Beobachtungslust ist. Und wie viele Menschen gelüstet es gerade, das Leben nicht zu sehen, wie es ist! Ihre Meinung rücksichtlich meines Selbst rührt und ehrt mich, indessen — trève de compliments — dürfte ich noch weit davon sein, der zu sein, den Sie so gütig beurteilen. In einem haben Sie Sich aber nicht geirrt, es ist in der sehr aufrichtigen Erwiderung des Vertrauens, welches

[1] Projekt eines Sommeraufenthaltes im Bachatal, unweit Eisenach.

Sie mir geschenkt. Sie sagen mir ein sehr wahres Wort: Seien Sie Sie selbst! Darnach ringe ich und es tuend, sehe ich erstaunt, wie wenig überhaupt man gerade dieses ist! Ihre Prophezeiung auf gutes Gelingen nehme ich dankbar an, denn im Kampfe tut es wohl, wenn eine Seele, die sich mit uns identifiziert, aus eben diesem Kampf die Ahnung des Gelingens fühlt und so von Bergesgipfel zu Bergesgipfel blickt, während der Kämpfer im Tal, vor Tiefe desselben, nicht immer die höchste Höhe mehr sehen kann. — Das Buch, dessen Sie erwähnen [1], werde ich mir gleich kommen lassen; ich empfehle Ihnen dagegen eins, dem ich vielen Genuß und merkwürdige Aufschlüsse über die jetzigen Zustände in Italien verdanke: es ist Levin Schückings „Römerfahrt“ [2]. Aus dem Buche empfehle ich Ihnen besonders den Brief Venturas, des Metropoliten von Messina, an Monseigneur Sibour, Erzbischof von Paris, ein kühnes, von Wahrheit leuchtendes Werk, das in Frankreich wohl befolgt werden dürfte! —

Sie mögen keine neuen Worte, drum will ich Ihnen eines sagen, an das Sie Sich schon gewöhnt haben werden, nämlich: die sehr aufrichtige Ergebenheit, die ich für Sie hege.

[1] Fanny Lewald hatte dem Erbgroßherzog das im Jahre 1847 erschienene Buch ihres Freundes Adolph Stahr „Ein Jahr in Italien“ zur Lektüre empfohlen.

[2] Erschienen Coblenz 1848. Zweite Auflage 1860.

4.

Ohne Datum.
(Weimar, um Mitte März 1849.)

Meinen epistolaren guten Willen zu beweisen, ergreife ich alsobald wieder die Feder. Sie danke Ihnen für die gütigen Zeilen, nicht minder für die Aussicht, welche Sie mir eröffnen, nächstens den kleinen Dämon kennen zu lernen, der sich in unsre Korrespondenz gedrängt. Der Name, den er führt, vor allem die Hand, die ihn gebildet, lassen auf Geist und Witz schließen und diese behaupten ihren Platz. Sie behaupten ihn, indem der Brief so trefflich den jetzigen Zustand der Kammern[1]) mit dem Stimmen der Instrumente vor Beginn der Symphonie charakterisiert. Ich harre dieser Symphonie wie Sie; sollten wir dieses gleich in verschiedenen Logen tun, so umfängt uns doch ein und dasselbe Dach. — Sehr geschmeichelt fühle ich mich durch die Anwendung, welche Sie auf mich von dem Satze nehmen, daß „nichts Zufall ist“, umsomehr ich von jeher fest und innig daran geglaubt. Ich finde es deshalb ebenso irrig, das Gegenteil aufzustellen, oder wohl gar dem Zufall eine Macht einzuräumen, als es mir falsch dünkt, etwa das Alter der Menschen nach ihren Jahren zu beurteilen, oder überhaupt dem Urteile andrer nach-

---

[1]) Der auf Grund der neuen oktroyierten preußischen Verfassung vom 26. Februar 1849 in Berlin zusammengetretenen Kammern.

zugehen, weil es einmal so abgeurteilt ist. Entwickeln Sie sich daher gefälligst aus dem Gesagten das nicht geringe Vergnügen, was ich empfand, als ich aus Ihrem Brief entdeckte, daß Sie in gleichen Banden befangen sind. Denn Ihr Bedauern über die Verbarrikadierung unserer Existenz ist eben nichts andres, und die Serviette auf Ihrem Tisch im Gasthofe zu Weimar, ausgebreitet pour me recevoir dignement, wird für mich zur Siegesfahne, denn die kleine, saubere beweist mir, daß auch Sie vorgefaßte Meinungen haben, auch Sie verbarrikadiert sind, wenn wir es sein sollten. Daß ich nun aber im Vollgenuß meines Gaudiums hierüber Ihnen die Hand küssen dürfe, müssen Sie mir gestatten, denn jener Dämon Louis Ferdinand[1] wird Ihnen schon längst gelernt haben, daß die Galanterie gegen das schöne Geschlecht — im besonderen gegen geistreiche Frauen — das älteste unantastbarste Recht der Fürsten ist! — Als Frau werden Sie aber auch begreiflich finden, daß ein Mann neugierig sein könne, und deshalb bitte ich gar schön, daß Sie mir doch ja nicht jene Anekdote Bettinas über den Belagerungszustand entgehen lassen. Daß ich konsequenterweise mich nächstens auf Ihre Korrespondenz stürzen werde, welche in der Zeitung steht[2], werden, müssen Sie mir

[1] Es handelt sich um Fanny Lewalds im Jahre 1849 erschienenen Roman Prinz Louis Ferdinand.

[2] Der Märzmonat in Paris, Briefe Fanny Lewalds im Cotta'schen Morgenblatt.

glauben, denn ich habe das Gefühl, mich heute in lauter Konsequenzen umherzutreiben. Endlich werde ich auch demzufolge nächstens Mirabeaus Briefwechsel[1]) vornehmen — um in der Kenntnis Ihrer selbst vorzuschreiten, denn eines der größten Mittel, andre kennen zu lernen, ist, finde ich, das zu studieren, was diese andren bewundern oder nicht mögen. Deshalb interessiert mich auch bei Personen, die mich interessieren, die Frage weit mehr: was lesen Sie? als jene: wie befinden Sie sich? Denn erstere gibt den Barometerstand, die Entwicklungsstufe und Fähigkeit der Seele dieses Mikrokosmus der Welt an. Und der Körper ist ein Atom zu jenem, wenn auch ein respektables. — Schreiben Sie ja jenen Aufsatz, von dem Sie die Absicht hegen[2]). Ihre Bemerkungen versprechen in jedem Falle einen höchst geistreichen. — Ich gestehe zu meiner Beschämung, daß mir die Episode von Luise Braun[3]) in dem politischen Chaos ganz entgangen ist. Ist sie eine Betrügerin, so entlarve man sie je eher je lieber, nur schade, daß sich so viele geistige und körperliche Ärzte um das origine

[1]) Es handelt sich nicht um neuere Veröffentlichungen, sondern um die Briefe Mirabeaus an Sophie von Monnier, welche in den Œuvres choisies, Paris 1820 (4 Bände), abgedruckt sind. Auf dieselben war Fanny Lewald von Stahr aufmerksam gemacht worden.

[2]) Über Mirabeaus Briefwechsel.

[3]) Eine Schwindlerin, die in Berlin wegen angeblicher Wunderkuren Zulauf aus allen Gesellschaftskreisen fand.

von Krankheiten streiten, während dem der Kranke stirbt oder sie ansteckt. Hier scheint in der Tat, wie Sie die Details mir geben, ein Betrug zugrunde zu liegen. Mir ist es immer ein Greuel gewesen, wenn man aus dem Leiden eines Menschen ein Spektakel macht, dabei ist der Magnetismus ein so unbekanntes Feld! Es kommt mir dieses Benutzen der noch nicht erforschten Kraft vor, als böte ein Weltentdecker Güter auf dem noch zu entdeckenden Lande zum Verkaufe aus!

Ich trenne mich nun von meinem Brief, ihn der Eisenbahn anzuvertrauen. Nehmen Sie ihn auf, wie er geschrieben.

5.

Ettersburg bei Weimar, 19. Juni 1849.

Ihr Brief, Ihre Zusendung des neu erschienenen Werkes[1]) hat mich erfreut, hat mich beschämt. Auf Ihren letzten gütigen Brief antwortete ich nur mit Stillschweigen, in Ihrer Nähe war ich, ohne Sie aufzusuchen — und dieses alles großmütigst vergessend, schreiben Sie mir und beschenken mich obendrein. Dies ist in der Tat wahrhaft gütig und liebenswürdig, empfangen Sie meinen innigsten Dank dafür. Auf das Buch bin ich sehr gespannt und freue mich mit Ungeduld, die Feder wiederzufinden, welche durch das „Bilderbuch

[1]) Prinz Louis Ferdinand.

aus Italien" mir so lieb geworden ist. Ich werde auf klassischem Boden die Lektüre beginnen, unter demselben Dache, wo Schiller die Maria Stuart[1] und Goethe manches seiner Stücke dichtete.

Daß der Kummer, der Ihnen durch die baldige Trennung von Ihrer Freundin bevorsteht, Sie treffen mußte, betrübt mich sehr. Ich fühlte tief Ihren Schmerz. Möge die Ursache, die Wiederverheiratung und Abreise der Frau v. B., wirklich zu ihrem Glück führen, dies wünsche ich von Herzen! Welch wunderbares Märchen ist doch das Leben! Oft verläuft es ganz damit, daß man den Schlüssel sucht, der uns das, was uns das wahre Glück scheint, erschließen soll und den eine unsichtbare Macht uns vorzuenthalten scheint. Bisweilen möchte man glauben, das Glück liege eben im Suchen.

Ich sende meine Zeilen nach Pyrmont, von wo Sie mir vielleicht wissen lassen, wie es Ihnen geht. Mir ist es so bunt und wunderbar ergangen wie im Traum. Als ich Ihren letzten Brief erhielt, war ich im Begriff, in den Krieg zu eilen, wo ein neues Feld sich meinem Leben eröffnete[2]. Ich war nicht imstande, zur Feder zu greifen, meine Seele war zu unruhig. Mein Körper war es

[1] „Ich habe mich einige Wochen nach Ettersburg zurückgezogen, wo ich bloß mit meinem Bedienten in einem weimarischen Schloß lebte und die Maria Stuart beendigte." Schiller an Körner, 16. Juni 1800.

[2] Der Erbgroßherzog nahm an dem Feldzuge gegen Dänemark in Schleswig-Holstein teil.

ebensosehr bei meiner Rückkehr nach Berlin, deshalb blieb ich fern. Ich habe manches erlebt und erlitten und denke an Erfahrung reicher von den Schlachtfeldern zurückgekehrt zu sein.

Ich schreibe Ihnen im Freien, hinter einem Hollunderbusch, wo Käfer und Mücken sich in die Korrespondenz mischen, daher auch dieser Brief etwas abenteuerlich sich ausnehmen mag.

Meine besten Wünsche zur Kur und die Bitte, daß Sie Ihr Andenken mir erhalten mögen.

6.

Ettersburg bei Weimar, 4. Oktob. 1849.

Ihren Brief vom 26. habe ich mit Freuden empfangen, mit Verwunderung begonnen, mit Rührung beendigt. Wenn man jemandem ergeben, begrüßt man freudig jedes Lebenszeichen von ihm, besonders wenn Sehnsucht nach demselben vorausgegangen. Es war dies der Fall bei mir; seit Monaten hatte ich keinen Brief von Ihnen erhalten, der letzte war aus Berlin vor der Abreise nach Pyrmont. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich in Ihrem Brief Vorwürfe finde, die ich Ihnen in meinem Herzen zu machen begonnen, ja eine Betrübnis aus vermeintlichem Vergessensein entsprungen erkannte, die ich meiner Seele entlehnt wähnte. Sie gaben mir Ihre Adresse nach Pyrmont; dorthin schrieb ich Ihnen, den Empfang Ihres Buches anzeigend, was ich im Begriff stand,

zu lesen. Seitdem verschwand für mich jede Spur von Ihnen. Vor drei Wochen ungefähr erfuhr ich von einem Dritten zufällig, Sie seien in Helgoland. Unsre Korrespondenz ist mir aber zu wert, gestehe ich, als daß ich sie auf gut Glück den Schicksalen der Post anvertrauen möchte. Ich unterließ daher umsomehr zu schreiben, da die Nachricht Ihres Aufenthaltes in Helgoland überdies eine ganz unbestimmte war. Sie schrieben mir nicht mehr. Der 28. August war vorüber, ich hatte, gestehe ich, geglaubt, Sie würden an diesem Tage[1]) uns hier überraschen, doch Sie kamen nicht. So bildeten sich in mir ähnliche Gedanken wie die, welche ich in Ihrem Briefe zu meinem Erstaunen fand. Dies der einfache Hergang der Sache, die einfache Erzählung, nicht die Entschuldigung, denn dieses Wort paßt nur für den, der etwas verschuldet, und mit dem besten Willen schwarz zu werden, bleibe ich weiß. Übrigens freue ich mich fast, daß es so gekommen, denn diesem Mißgeschick verdanke ich aufs neue den Beweis, daß diese Korrespondenz Ihnen angenehm, ja daß mein Urteil sogar von Ihnen verlangt werde. Dieses setzt mich in nicht geringe Verlegenheit, denn ein Urteil ist zugleich eine Art Bekenntnis dessen, der urteilt, und über den, zu dem man spricht. Letzteres besonders setzt aber immer eine genauere Bekanntschaft voraus, und ich weiß in der Tat noch nicht, ob ich die hier statuieren

[1]) Zur Feier von Goethes hundertjährigem Geburtstage.

soll. Indessen habe ich Vertrauen zu Ihnen und will deshalb wagen. Ihr Werk hat mich interessiert durch die Unabhängigkeit der Auffassung Ihrer Ideen, durch das Merkenswerte des Zusammengetragenen, durch manche Äußerung, manche Gedanken, die meine Seele erklingen machten wie ein Schlag auf eine Glocke. Ich hätte gewünscht, daß Sie Ihr Buch nicht Roman betitelt hätten. Sie hätten es einfach Leben des P. L. F. nennen sollen. Der Roman bedingt ein Feld zum Dichten und Schaffen. Dies Feld wird aber bis zur Unmöglichkeit beengt, wenn sich der Roman auf Tatsachen bezieht, die eben erst stattfanden, auf Personen, die teils eben gestorben, teils noch leben. Dies scheint mir der Fall mit Ihrem Werk. Sie führen lauter Tatsachen und Personen auf, qui sont des faits qui hier encore existaient, und über die sich deshalb kaum romanisieren läßt. Eine Lebensbeschreibung bedingt diese, ein Roman bedingt die Freiheit des Feldes, meine ich, wenn auch Faktas als Anhaltepunkte vorkommen können. Übrigens bin ich überzeugt, daß Ihr Werk Glück machen wird, denn es gehört der Zeit, der es entsprungen, und trägt den Stempel des Geistes, der es schuf.

Was Sie über meinen Freund Liszt[1]) sagen,

---

[1]) Fanny Lewald war im August 1849 mit Liszt in Helgoland zusammengetroffen, nachdem sie dessen persönliche Bekanntschaft schon während ihres Aufenthaltes in Weimar im Oktober 1848 durch Vermittlung Therese von Bacherachts gemacht hatte.

erfreut mich wahrhaft, weil es mir aus der Seele gesagt ist. Die Welt beurteilt gewöhnlich schief, was sie nicht begreift. So ergeht es ihm. Die meisten bleiben vor seinen Eigentümlichkeiten stehen, ohne sich zu sagen, daß der Geist noch weit mehr es sein müsse, der so sich äußert; wie viele haben seinem Spiel, wie wenige seinem Geiste gelauscht. Sie nennen ihn groß, wie stimme ich hierin mit ein! Er ist eine der seltensten Erscheinungen, die es gab und gibt. Mit Stolz sage ich, daß ich dies recht im Herzen fühle. Er besitzt eine Gabe zu erleuchten, zu beleben, wie ich es im Umgange mit niemandem gefunden. Ich habe nie in der Persönlichkeit eines Mannes das Wort Geist so ausgesprochen gefunden, als in ihm. Ich liebe ihn mit allen Kräften der Bewunderung und Dankbarkeit.

Sie haben mich gerührt durch Ihre Ansprache an das Gefühl der Humanität, was Sie von mir fordern. Sie haben hierzu ein Recht, denn Sie kennen mich mehr als andre, und nach dem, was Sie mir geschrieben und gesagt, müssen Sie vermuten, daß ich ein Herz für das Gehörte habe. Dem ist so; ich darf wagen, dies Bekenntnis abzulegen, weil ich seine Wahrheit fühle. Daß der Ort, dem ich stolz bin anzugehören, die Milde atmet, hat er durch den Weg bewiesen, den man in diesen ernsten Zeiten bei uns gegangen, den man noch geht. Daß ich ihn bezeichne, als einen mir sympathischen bezeichne, beweist Ihnen das Gesagte. Wenn Sie Freunde unter den unglücklichen

Verirrten[1]) zählen, so bedaure ich Sie von Herzen, denn doppelt mußten Sie leiden, als Sie sahen, wie wenig denen die Mittel heilig waren! Es werde Licht in den Seelen! Dies sei das Gebet zum Herrn!

Wenn Sie Berlin verlassen, so vergessen Sie doch nicht, daß Weimar auch in der erreichbaren Welt liegt, damit man Ihnen beweisen könne, daß man seine Bekannten nicht vergißt, wenn man auch in Berlin einen Moment sich aufhält, und, erdrückt von verwandtschaftlichen Pflichten, nicht mehr sein Herr bleibt. Überdies schrieben Sie mir damals, Sie begriffen dies, und dennoch werfen Sie mir den Handschuh hin.

Ich habe einen Brief von Frau von Lützow erhalten an Bord des Java vom 29. September. Vielleicht fehlen Ihnen Nachrichten, und es wäre Ihnen lieb, sie zu erhalten. Gestatten Sie mir daher, Ihnen diesen Brief mitzuteilen.

Und nun leben Sie wohl und lassen Sie mich hoffen, daß der Schleier des Mißtrauens zerrissen und die Sonne Ihrer Freundschaft wieder leuchtet Ihrem ganz ergebenen C. A.

7.

Ohne Datum.

(Weimar, Anfang November 1849.)

Ich wollte eben auf Ihren vor vierzehn Tagen erhaltenen Brief antworten, als der vom 30. v. M.

[1] Den politischen Flüchtlingen und Opfern der revolutionären Bewegungen in Sachsen, Baden und der Pfalz.

mich erfreute. Ich fasse nun meinen Dank zusammen und bitte Sie, den aufrichtigen Ausdruck desselben annehmen zu wollen. Mit nicht weniger Dank als Ihre Briefe empfing ich die Novellen Ihrer Freundin. Wüßte ich bestimmt, wo sie anzutreffen, so adressierte ich ihr jetzt gleich eine Dankesepistel, aber das Objekt derselben zwischen Weimar, Peking und Batavia suchen zu müssen, ist denn doch zu gewagt für eine schüchterne Feder wie die meinige, einer Schriftstellerin namentlich gegenüber. Was Ihre Anfrage rücksichtlich der Sendungen an Ihre Freundin betrifft, so glaube ich am besten raten zu können, wenn ich Ihnen vorschlage, Briefe und Pakete mir zukommen zu lassen. Ich werde sie dann dem Sekretär der Herzogin Bernhard[1]) überliefern, es ist dies wenigstens ein sicherer Mann, in jedem Falle sicherer, als die tausend und abertausend Meilen, welche uns leider von dem Traumland des Südens trennen.

Sehr neugierig bin ich auf Ihre zu erwartenden neuen Werke und namentlich, gestehe ich, seitdem Sie meine critique de laique des Prinzen L. Ferdinand so gütig aufgenommen haben. Ich werde nun das Neue mit umsomehr Freude lesen, als ich

[1]) Herzogin Ida, geb. Prinzessin von Sachsen-Meiningen, Gemahlin des Herzogs Carl Bernhard, zweiten Sohnes des Großherzogs Carl August (geb. 1792, gest. 1862), welcher von 1848 bis 1853 Oberbefehlshaber der niederländisch-indischen Armee in Java war.

weiß, daß ich es dem Autor gegenüber unbefangen beurteilen kann; denn das Aussprechen über einen gehabten Genuß ist doppelter Genuß. Ihre Jenny [1]) werde ich sofort zur Hand nehmen, bezeichnen Sie mir doch dieses Buch als Schlüssel Ihrer eigenen Lebensgeschichte, — ein wichtiges Bekenntnis, was ich mir nicht entschlüpfen lassen darf. So selten lernt man jemanden wahrhaft kennen, bietet er aber selbst die Hand dazu, so ist es wenigstens Torheit in vielen Fällen, es nicht zu benutzen, in manchen kann es sogar Unrecht werden. Hier wäre es in jedem Falle das erstere. Schade, daß ich Ihnen als échange keinen Schlüssel meines Selbst schicken kann, wenigstens nicht in Romanform. Wozu übrigens wäre dies nötig, da ich überzeugt bin, daß Sie mit Ihren klugen Augen mich längst durch und durch geschaut haben. Indessen will ich Ihnen doch wenigstens sagen, was ich jetzt lese; dergleichen Bekenntnisse sind wie ein Journal der Seele und stellen diese heller dar, als manches Bekenntnis in langen Worten. Ich lese die Geschichte Englands von Macaulay [2]), dieses wundersame Buch, was, jetzt erschienen, vielleicht deshalb so viel Aufsehen macht, weil es uns in vielem beweist, wie wir es

[1]) Fanny Lewalds erster Roman „Clementine“ war 1842, „Jenny“ 1843 erschienen, ihr Buch „Diogena. Von Iduna Gräfin H. H.“ — eine Satire auf die Schreibweise der damals viel gelesenen Romanschriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn — 1847.

[2]) Von Macaulays Werk: „The History of England“, waren die beiden ersten Bände 1848 erschienen.

hätten machen können und nicht gemacht haben. Mit diesem mysteriösen Urteile empfehle ich Ihnen die Lektüre des Buches im Original oder in der Übersetzung. — Daß Sie Ihre Reise nach England aufgeschoben haben, freut mich; Sie haben recht gehabt, weil für jemanden, der weder das Land noch die Gesellschaft in England kennt, der début im November entsetzlich ist. Sollten Sie noch hingehen wollen, so wählen Sie das Frühjahr, weil Sie in dieser Zeit am leichtesten zu einem Überblick kommen werden. Einstweilen mögen Sie sich Weimars erinnern und sich überzeugen, daß die Distanz von Berlin hierher nicht groß ist.

Auf die beiden neuen Werke, welche Sie der Welt versprechen, bin ich sehr gespannt. Sie kündigen mir dieselben in Ihrem vorigen Briefe an, indem Sie mir Urteile über meinen Großvater aussprechen, die mich erfreuen und rühren. Wie sehr mein Herz jubelt, seinen Namen in dieser Zeit mit dem Goethes wieder belebt, wieder in jedem Munde zu sehen, kann nur der fühlen, der in seinem Leben an einem Namen überhaupt mit Stolz, mit Liebe, mit Begeisterung, mit Bedürfnis, ihm nachzustreben, gehangen hat. O könnte man zu letzterem immer den richtigen Weg erkennen und festhalten!

Ich muß schließen, obgleich ich gerade jetzt gern fortfahren möchte, mit Ihnen zu reden. Allein die Fürsten sind keine untätigen Menschen — und auch keine unnützen glaube ich — wenigstens habe ich

von früh bis spät in die Nacht so viel zu tun, daß ich heute, zum Beispiel, nur noch kaum die Zeit gehabt habe, Ihnen die Hand mit der Versicherung sehr aufrichtiger Anhänglichkeit zu küssen.

Ich wollte den Brief absenden, als der Ihrige ankam, in welchem Sie mir die Bekanntschaft Stahrs[1]) empfehlen. Ich werde suchen, ihn kennen zu lernen — wann aber, der Himmel weiß es, denn die Nachricht, daß ich jetzt nach Oldenburg gehe, ist falsch. Vielleicht geschieht es später, so Gott will. Die Broschüre[2]) will ich zu lesen suchen. Ist es der Komponist Wagner, der sie schrieb? Ich bin nicht sein Richter und will es nicht sein, allein als Komponist bewundere ich ihn, wie ich selten ein musikalisches Genie bewundert habe. Der Tannhäuser ist ein ganzes Leben von Wahrheit, von Schmerz und von Lust. Ich versichere Ihnen, daß mein Dank für Ihren Brief weiter reicht, als dies Papier.

[1]) Stahr war, seit 1836 Konrektor am Gymnasium in Oldenburg, seit seiner Rückkehr von der italienischen Reise (1846) wegen Kränklichkeit beurlaubt, lebte aber einstweilen noch dort. Über Stahrs und Fanny Lewalds persönliche Beziehungen wie über Stahrs demnächstige Scheidung von seiner ersten Frau, Marie geborenen Kraetz, Tochter des Schulinspektors August Kraetz in Leipzig, und seine Vermählung mit Fanny Lewald: Ludwig Geiger, Aus Adolph Stahrs Nachlaß, Oldenburg 1903. Einleitung S. XXXI—LXIX.

[2]) Richard Wagner, Die Kunst und die Revolution.

8.

Chateau Biljoen, 19. Dezember 1849.

Ihr Brief von dem —[1]) erreichte mich hier, in diesem einsamen Schlosse, versenkt inmitten eines stillen Sees, um dessen Ufer alte Ulmen träumen und schweigend ihre Häupter über den Wasserspiegel beugen. Ich sitze in einem kleinen, runden Turm; neben mir, in einem Gemach, mit verschossenen Gobelins behangen, wurde der Friede von Utrecht geschlossen. Es ist Nacht und der Wind heult um die alten Mauern. Dies ist der Rahmen meines Selbst.

Gehe ich Ihren Brief durch, so stoße ich zuerst auf Ihre Bemerkungen rücksichtlich des Waldeckschen[2]) Prozesses. Ich beklage diese Angelegenheit; es gibt des Schlimmen jetzt schon so viel, daß es wahrlich nicht nötig ist, es zu vermehren und Wunden, die gestern noch bluteten, heute wieder aufzureißen. Mir ist manches in dieser Sache geradezu unerklärlich. Wann hätte man je mehr

---

[1]) Undatierter Brief aus dem Dezember 1849.

[2]) Die gegen den hochangesehenen Volksmann und hervorragenden Führer der preußischen Demokratie im Abgeordnetenhause Obertribunalrat Benedikt Franz Leo Waldeck gerichtete strafgerichtliche Verfolgung wegen Hochverrats stützte sich auf Schriftstücke, welche sich als gefälscht und als ein Machwerk von mit der reaktionären Partei in Verbindung stehenden niedrigen Subjekten (Ohm-Goedsche) erwiesen. Waldecks Freisprechung durch die Geschworenen war am 7. Dezember 1849 erfolgt.

Mäßigung bedurft und sie weniger geübt, als in dieser Zeit!

Ihre Ansicht über Griepenkerls „Robespierre“[1] hat mich sehr interessiert, weil ich viel dieses Werk in der neuesten Zeit nennen hörte. Was Sie mir sagen, macht mich auf dasselbe doppelt neugierig. Der Standpunkt, den Sie mit den Worten „über den Parteien“ bezeichnen, als denjenigen, von dem aus der Autor seinen Gegenstand behandelt, spricht für beide, und zwar doppelt, da unsre Zeit keine der Unparteilichkeit ist. Ich bilde mir ein, daß der Verfasser die Geschichte sozusagen szenisiert hat, — eine Behandlungsart, welche von vielem Effekt ist und in Frankreich mit Geschick und Erfolg behandelt wurde, in Deutschland aber so gut wie unbekannt ist. Wird das Werk nicht gedruckt? Ich bin sehr gespannt, es zu lesen.

Mit Freuden begrüßte ich die Sympathie, welche für mich aus Ihrem Urteil über Macaulays Werk hervorleuchtet. Es ist mit einer Staats-, Welt- und Lebenspraxis geschrieben, daß man, es

[1] Robert Griepenkerls (aus Braunschweig) „Maximilian Robespierre“ — ein Drama, welches seinerzeit Aufsehen erregte und von dem Verfasser, bevor es gedruckt und aufgeführt ward, durch Vorlesung in größeren und kleineren Zirkeln bekannt gemacht wurde. In einem Briefe an seinen Bruder Carl Stahr vom 24. Januar 1850 schreibt Adolph Stahr emphatisch: „In Deutschland ist Griepenkerls ‚Robespierre‘ das einzig Wichtige an poetischen Erzeugnissen. Alles übrige — wüst und leer.“ Geiger, a. a. O. S. 157. Auch Fanny Lewald nennt den Robespierre „die eigenartigste Dichtung der Neuzeit.“

lesend, aus dem Urquell der Geschichte selbst zu schöpfen glaubt. Es hat den großen Vorteil, nicht mit dem Gegenstande, den es behandelt, abzuschließen, sondern dem Leser tausend Türen zu öffnen, die alle Gelegenheit zu den nützlichsten Reflexion und Betrachtungen geben. Ich habe selten ein Werk gefunden, welches mehr lehrt als dieses.

Ich beklage von Herzen die Mühe, welche Ihnen die Geschäfte machen, von denen die Publikation Ihrer Werke unzertrennlich scheint. Verlieren Sie indessen nicht den Mut; wer würde wohl auf dem Wege umkehren, weil er sich an einen Stein gestoßen?

Die für Frau v. Lützow bestimmten Bücher, sowie der sie begleitende Brief sind zur baldmöglichsten Weiterbeförderung nach Batavia abgegeben.

Über die letzten Worte Ihres Briefes ist viel Schmerz und Kummer hingegossen, den Sie in den herrlichen Worten Platens [1]) fassen. Kennte ich Sie nicht, so würde ich um Sie klagen, aber einem starken Geiste klagt man nicht, wenn man ihn in den Kämpfen des Lebens sieht und die Überzeugung hegt, daß er ihnen gewachsen.

Ich habe in Oldenburg Ihren Freund gesehen, mit dem ich mit Freuden Ihrer gedacht. Leider

---

1) „Hätt' ich nicht jedes Gift der Welt erprobet,
Nie hatt' ich ganz dem Himmel mich ergeben,
Und nie vollendet, was ihr liebt und lobet."

war die Zeit so kurz, daß ich nur so viel ihn kennen lernte, um zu wissen, daß es mir leid tut, es nicht weiter haben tun zu können[1]. Ich wünsche Ihnen Gottes Segen an Kraft, Liebe und Einsicht zum neuen Jahr und mir die Erhaltung Ihrer Gesinnungen für mich.

9.

Weimar, 8. Februar 1850.

Mein Dank für Ihren letzten Brief ist der Freude gleich, mit welcher ich diesen begrüßt und empfangen habe. Von Herzen bedauere ich, daß eine so trübe Ursache Ihre Feder ruhen ließ; desto mehr aber freue ich mich, daß Ihr Bruder wieder genesen ist, den ich zwar nicht kenne, an dem ich aber dennoch einen besonderen Anteil nehme, da er Ihr Bruder ist[2].

Durch die Mitteilung des Urteils Ihres Freundes Stahr haben Sie mir eine wahre Freude gemacht; ich danke Ihnen doppelt für dieselbe, weil Sie überdies die Absicht gehabt haben, sie mir zu machen, und es mir auf eine so gütige Weise aussprechen. Das Urteil über meinen Großvater rührt mich wahrhaft, denn es kann nur aus einer feine

[1] Stahrs Audienz beim Erbgroßherzog hatte im Schloß zu Oldenburg am 7. Dezember 1849 stattgefunden.

[2] Otto Lewald, angesehener Rechtsanwalt in Berlin, damals vorzugsweise bekannt durch seine Verteidigung im Polenprozeß.

große Humanität tief erkennenden Seele entspringen. Wohl war es in diesem Worte „Menschlichkeit“, daß sein edler Charakter leuchtete. Fern bin ich noch — dies fühl ich im tiefsten Innern —, einen solchen Vergleich mit meinem Großvater zu verdienen, wie Ihr Freund ihn zieht, allein das ist wahr, daß ich jenem nachzustreben suche, und so nehme ich jene Meinung an, wie man eine freundliche Zusprache auf den Weg gern in Empfang nimmt[1].

Ihre Bemerkung über Holland oder vielmehr über das Unzulängliche des fremden Urteils, das eigene umzubilden, ist mir aus der Seele gesprochen. Wie oft empfinde ich dasselbe! Schafft sich doch jeder Geist gern seine eigene Welt und mag nicht der Seele andrer zum Wachs dienen.

Sie fragen mich nach der Bedeutung meines Petschaftes[2]. Sind Ihnen die Mütter erinnerlich,

---

[1] Stahr hatte (7. Dezember 1849) nach seiner Begegnung mit dem Erbgroßherzog aus Oldenburg geschrieben: „Ich hatte das Gefühl, mit einem Menschen zu tun zu haben. Er ist der erste Fürst, der mir einen Eindruck gemacht hat. Es ist ein Hauch des Geistes seines Ahnherrn, des prachtvollen Karl August, über ihn gebreitet, des Fürsten, welchen die Geschichte, wenn sie gerecht wäre, Karl August den Menschlichen nennen müßte, was mehr ist als „der Große“. Nur menschliche Fürsten empfinden es, daß einem geistig Ebenbürtigen gegenüber ein menschlich edles freies Behaben dasjenige ist, was allein eine freie Seele zur bereitwilligen Anerkennung fürstlicher Stellung bewegen mag.“

[2]) Petschaft mit verschlungenen persischen Schriftzügen.

jene mystischen, rätselhaften Wesen, von denen Mephisto dem Faust erzählt? Goethe wurde einst durch meinen Freund Eckermann nach ihrer Bedeutung gefragt. Da sah ihn Goethe mit großen Augen an und sagte geheimnisvoll: „Die Mütter, Mütter, es klingt so wunderbar.“ So lassen Sie mich Ihnen antworten: Das Petschaft, Petschaft, es ist so rätselhaft. Was mag es bedeuten? Bedeutet es Ihnen etwas? Legen Sie einen Sinn in dasselbe, und es wird Ihnen wert sein. Ist doch das Ich, was man in eine Sache legt, so oft ihr wahrer Wert. Legen Sie etwas von Ihrem Ich in die verschlungenen Züge Persiens, und Sie werden dieselben lieben, wie ich dieselben liebe, weil ein Etwas von meinem Ich in dieselben verwebt ist[1].

Sie brauchen keine Entschuldigung wegen Ihres Briefes zu machen und sollen sie nicht machen. Unsre Korrespondenz darf nicht eine gêne

---

[1]) Hierzu Stahr (Oldenburg 1850, 11. März): „Wie rührend einfach und darum menschlich groß lauten die Worte des Erbgroßherzogs von Weimar, und wie verstehe ich den Sinn seiner Petschaftantwort. Mir scheinen diese sanft verschlungenen Zeichen, deren Buchstabenwert ich nicht kenne — so sehr ich auch den Hafis verehre —, ähnlich einem Äskulapstabe, und ein solches Zeichen wäre wohl wert, das Emblem echter Fürstlichkeit zu sein, welche ja die Leiden und Wunden der armen Menschheit wenn nicht zu heilen, doch zu lindern die göttliche Aufgabe hat. So hat er recht mit seiner Antwort, und Du siehst, daß ich seinen Rat befolgt, noch ehe er ihn erteilt, und mir hineingedichtet in sein persisch Wappen, was mir an ihm lieb geworden.“

sein. Daß Sie nicht immer und nicht gleichmäßig arbeiten können als Schriftstellerin, ist mir das wahre Autorzeichen. Vor Schriftstellerei aus Zwang, fürs Brot behüte Sie Gott.

Ich wünsche Ihnen von Herzen, was Sie mir wünschen.

10.

Weimar, 4. März 1850.

Meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief von dem 1. d. Mts., nicht weniger für die „Liebesbriefe" [1], bitte ich Sie anzunehmen, welche letzteren ich sofort zu lesen beginnen werde. Sie haben mich für dieselben durch die Beleuchtung der Ansicht schon eingenommen, von der Sie ausgegangen sind, denn die Bekämpfung des outrierten Geschmacks der modernen französischen wie deutschen Literatur ist ein wahrhaft verdienstliches Werk. Möge Ihnen das Unternehmen gelingen, und möchten Sie der jetzigen Literatur die Augen über sich selbst öffnen. Mit einer wahren Eifersucht blicke ich immer auf die englischen Schriftsteller, die im Durchschnitt sich immer an die Natur halten und hierdurch einen weit größeren Effekt erreichen, als wenn in Frankreich oder Deutschland die mysteriösesten aller Mysterien erzählt und ausgemalt werden oder ewige Juden von einem Pol

[1] Fanny Lewald, Liebesbriefe aus dem Leben eines Gefangenen. 1850.

zum andern wandern müssen[1]). Unter den neuesten englischen Werken empfehle ich Ihnen „Vanity fair“ von Thackeray[2]). Es ist dies ein wahres Meisterstück von Geist, Witz und Geschick, verbunden mit einer Wahrheit der Auffassungs- und Beobachtungsgabe, die bewundernswürdig ist.

Ich werde nicht verfehlen, die Aufsätze[3]) zu lesen, welche Sie mir empfehlen, und Ihnen dann über dieselben schreiben. Daß Ihr reger Geist nach neuer Luft, neuer Nahrung sich sehnt, begreife ich wohl und daher auch, daß Sie das englische Reiseprojekt wieder aufnehmen. Folgen Sie demselben, so können Sie nicht besser tun, als im Frühjahr hinzugehen, weil Sie dann für Ihre Mühe auch den meisten Genuß ernten. Hüten Sie sich nur, die Reise zu übereilen, denn die Eindrücke jenseits des Kanals sind so bedeutend und viel, daß sie Zeit und Kraft zur Verarbeitung erheischen. Wie schön wäre es, wenn Sie Ihren Weg über Weimar nähmen! Warum dies schön wäre, will ich Ihnen als ein Rätsel überlassen wie die verschlungenen Züge auf meinem Siegel, doch

[1]) Anspielung auf Eugène Sues „Geheimnisse von Paris“ und „Ewigen Juden“.

[2]) William Makepeace Thackerays Erstlingsroman „Vanity fair“ (Der Markt des Lebens) war 1846 erschienen.

[3]) In der in Stuttgart erscheinenden „Allgemeinen Deutschen Monatsschrift“ („Irre ich nicht“. Von Oppenheim, und „Heinrich von Gagern“).

wird es Ihnen wohl weniger schwer werden, jenes zu erraten als dieses.

Von Herzen danke ich Ihnen für den Wunsch, mit dem Sie schließen; ewig unveränderlich bleibt die Natur, reich und schön, und doch wie so ganz anders sind die Gefühle, mit denen das menschliche Treiben uns die Wiederkehr der Jahreszeiten begrüßen läßt! Wie ernst erscheint mir dieser Frühling!

Ihr herzlich ergebener C. A.

11.

Weimar, 24. März 1850.

Für Ihre neue Schöpfung[1], für den neuen Beweis Ihrer Güte für mich, den Sie mir durch die Zusendung ersterer ablegen, danke ich Ihnen von Herzen. Die übrigen Bücher[2] werde ich Ihrem Wunsch gemäß dem Ozean anvertrauen.

Ich küsse Ihnen die Hand für die Liebenswürdigkeit, mit welcher Sie mir die Gründe Ihres Nichtkommens auseinandersetzen[3]. Die Erklärung ist in der Tat ebenso gütig wie fein, daß ich glaube,

[1] Erinnerungen aus dem Jahre 1848. 1850.

[2] Sendungen an Frau von Lützow auf Java.

[3] Fanny Lewald scheute sich, nach Weimar zu kommen gerade in einem Augenblick, in dem ein „entschieden demokratisches" Buch — die „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" — aus ihrer Feder die Presse verlassen hatte und öffentlich besprochen wurde.

Sie haben irgendwo einige Studien über Herrn von Talleyrand gemacht, denn deutlich fühlte ich, wie Sie mit mir, oder vielmehr neben mir, durch die Verlegenheit des Erscheinens in Weimar schlüpfen. Sie wollen mich vor Unannehmlichkeiten, sich im speziellen vor Zeitungsartikeln retten — und haben recht, denn klug leben ist eine Pflicht gegen andre wie gegen sich selbst. Deshalb aber, weil Sie dies verstehen, müssen Sie notwendig „Vanity fair“ weiter und bis zu Ende lesen, denn Rebecca lernt auf bewundernswürdige Weise dem Leser, wie man das Leben objektiv zu behandeln hat. Ich wundere mich übrigens, daß Sie das Buch karikiert, übertrieben fanden; es ist doch ein treues Bild englischer Sitten. Demzufolge wird Ihnen England selbst wie eine Karikatur vorkommen. Deshalb tuen Sie auch sehr recht, zuerst Ihre Nerven zu stärken, tun es in jeder Hinsicht, denn das Leben dort ist angreifend und das Klima vielen unerträglich. Da wird dann Bonn eine vortreffliche Zwischenstation geben, obgleich ich unmöglich mir ein Bild der Ruhe machen kann, wenn ich an den Rhein mit seinen ewigen Dampfböten, seinen Gasthöfen, seinen Engländern in kurzen Reisejacken und seinen zeichnenden Touristinnen denke. Ruhe indes ist eine relative Sache; kannte ich doch einen Freiberger Minendirektor, welcher neben einem gigantischen Hammerwerke schlief und dann aufwachte, wenn es zufällig einmal stehen blieb. Lassen Sie mich für heute die sehr positive Ruhe

meines Bettes suchen, da längst sich die Nacht über Vergangenheit und Zukunft gelagert hat.

Ihr herzlich ergebener C. A.

Ein Brief des Herzogs Bernhard aus Batavia vom 26. Januar meldet mir die glücklich erfolgte Ankunft des Herrn und der Frau von Lützow. Letztere entzückt alle Welt. Ersterer wird ein Bataillon in Sourabaye kommandieren, was eine schöne und große Stadt im östlichen Teile von Java ist.

12.

Ilmenau, 22. April 1850.

Sie erfreuten mich sehr und schmeichelten mir zu sehr durch das, was Sie in Ihrem letzten Brief über Frau von Lützow und Sie selbst rücksichtlich meiner sagen. Wenn gute Wünsche ein Verdienst sind, so verdient dieses Lob dasjenige warme Interesse, mit dem ich dem Leben beider Freundinnen folge; allein Verdienst sind Wünsche nicht: Verdienst ist Tat, Wunsch aber nur Aspiration der Seele.

Als ein merkwürdiges Seelenbekenntnis ist mir der Auszug des Briefes Ihrer fernen Freundin erschienen, welchen Sie mir mitteilen. Es bleibt immer interessant und ist oft wunderbar, wie der Mensch das Leben auffaßt; die Art und Weise, wie Frau von Lützow diese Aufgabe zu lösen versucht, ist beides. Ich glaubte die Seite eines

Romans zu lesen; möge die südliche Sonne die Flügel ihres Geistes nicht versengen. Die großen Momente des Lebens sind leichter zu ertragen als das Alltägliche desselben. Noch ist sie unter dem Eindruck der großen Epoche ihrer Existenz, welche ein Band zerriß, das andre knüpfte und gehegte Wünsche krönte.

Ich sehe, daß Ihre Reise nach England beschlossen ist; es liegt ein Brief an unsern Generalkonsul in London hier bei; möge er Ihnen nützlich sein. Meine besten Wünsche begleiten Sie. Nehmen Sie sich Zeit und gönnen Sie sich Ruhe, indem Sie das Außerordentliche betrachten, was Sie jenseits des Kanals erwartet. Ich rate es Ihnen, weil ich wünsche, daß Sie England, was ich so sehr liebe, recht genießen möchten. Sie können es aber weder genießen noch studieren, wenn Sie sich beeilen. Suchen Sie ja, als Kosmopolitin, alles zu sehen, an alle Seiten dieses Weltwunders heranzutreten; nur dann erst kann es in seiner Größe, seiner Eigentümlichkeit erkannt werden. Ich bitte Sie dann, mir zu erzählen, wie Ihr Geist, Ihre Seele das Bild auffaßt.

Die Anekdote aus Hamburg ist herrlich; ich habe herzlich darüber gelacht und andre lachen machen, denen ich sie erzählte. Ich möchte den Färber kennen lernen, er scheint ein origineller Mann zu sein.

Wenn Sie Professor Stahr sehen, so bitte ich Sie, ihn recht sehr von mir zu grüßen und ihm

zu sagen, wie sehr ich mich gefreut hätte, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, wie sehr aber auch bedauert, ihn nur einen Moment gesehen zu haben.

Ich habe Ihre „Liebesbriefe aus dem Leben eines Gefangenen" beendet und gehe nun an Ihr neuestes Werk[1]). Vergeben Sie mir diese Langsamkeit und lassen Sie Ihre Güte und Nachsicht für mich durch den Umstand beleuchten, daß das Parlament[2]) im besonderen, die Hoffnungen, welche sich an dasselbe knüpfen, im allgemeinen, jetzt fast ausschließlich mich in Anspruch nehmen. Auch ist es erst hier in der stillen Waldeinsamkeit von Ilmenau, am Fuße der höchsten Gipfel des Thüringer Waldgebirges, wohin ich mich für ein paar Tage zurückgezogen habe, daß ich Ihren Roman beendet. Sie setzen mich in tödliche Verlegenheit, indem Sie mein Urteil verlangen, denn dabei bloß, daß er mir gefallen, können Sie sich ebensowenig begnügen, als ich stehen bleiben kann. Einen Schritt zum Speziellen kann ich noch mit Ihnen vereint tun, nämlich zu denjenigen Seiten, welche ein tiefes Gefühl der Natur atmen, dem Sie mit wahrer Meisterhand Worte leihen. Dann aber müssen sich unsre Wege trennen, denn ich kann wohl den Dualismus im Gefühl begreifen, nicht aber in dem Speziellen der Liebe, d. h. derjenigen, welche

[1]) Es werden die „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" gemeint sein.

[2]) Das in Erfurt tagende Unionsparlament.

auf Erden besonders blüht. Deshalb würde ich, wäre ich Mathilde, Edmund dezidiert abandonnieren und, wäre ich Edmund, Mathilden aufgeben. Daß er es nicht tut, scheint mir fast ein Egoismus, denn er kennt ihre Liebe zu einem andern, läßt sie diesem aber dennoch nicht, sondern hält Mathilden für sich fest und liebt also eigentlich nur sich in ihr. So urteilt ein Laie, der, von Ihrer Güte für ihn verblendet, ein Urteil wagt, wo er eigentlich nur die Hand küssen sollte, die ihm dargereicht wurde. Dieses übrigens tue ich auf jeden Fall mit dem Gefühle treuester Ergebenheit.

13.

Ettersburg bei Weimar, 22. Juni 1850.

Ihre gütige Erinnerung mitten aus den Zerstreuungen und Ermüdungen von London hat mich erfreut und gerührt, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es etwas heißen will, von dort aus zu schreiben. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank. Mit Interesse besonderer Art las ich die Bemerkungen, die Sie in politischer Hinsicht an die Eindrücke knüpfen, welche England Ihnen gemacht. Sie erstaunen mich nicht. Erwähnen muß ich übrigens, daß es die absolute Vernunft wohl nicht ist, die allein zu urteilen hat. Es sind Folgen der allmählichen Entwicklung eines scharf ausgesprochenen Nationalcharakters unter scharf begrenzten Verhältnissen, welche das Wunderbare

erzeugten, dessen Eindruck Sie empfinden. Die Drohung, welche Sie über England aussprechen, ist wahr, aber ich glaube, nicht ganz ihre Voraussetzung, denn nicht alles in England wird durch die Vernunft verworfen. Diese aber ist auf ewiger Wahrheit begründet, und diese wiederum scheint mir das Wahrste in der Naturphilosophie zu sein. Deshalb scheint mir England auch einen mächtigen Bundesgenossen in dem zu haben, was Sie seinen Feind nennen.

Ich danke sehr für die beiden interessanten Porträts, welche Sie mir entwerfen. Suchen Sie doch ja Macaulay kennen zu lernen; Thackeray ist mir bekannt von W., ich erinnere mich seiner gut. Sagen Sie ihm in meinem Namen, ich lade ihn ein, wieder nach Weimar zu kommen, um dann doch auch das Gute der deutschen Städte und Höfe sich wieder in das Gedächtnis zurückzurufen.

Danken Sie, bitte, Mad. Brandt[1]) für ihre mir erhaltene Erinnerung. Sie sagen mit Recht, daß wir, Sie wie ich, die Theorie des Freudemachens haben. Sie aber besitzen dabei den großen Vorteil, daß Sie eine liebenswürdige Frau sind, und was läßt sich dagegen aufwiegen!

Nächst dem Briefschreiben ist das Brieflesen

[1]) Die Frau eines Londoner Kaufmanns, deren Schwester der Prinzessin von Preußen attachiert gewesen war. Fanny Lewald war die Familie aus Italien bekannt.

in London eine Pein. Deshalb und schon der guten Meinung wegen, welche Sie von mir haben, schließe ich diese Zeilen. Ach, könnte mein Körper meinem Geiste nach England folgen!

Griepenkerl hat mir sein Stück vorgelesen. Nie in meinem Leben habe ich besser vorlesen hören als durch ihn.

14.

Ettersburg, 7. September 1850.

Ihre gütigen Zeilen aus Manchester sind in meiner Hand; ich eile, Ihnen meinen Dank und ihn nach Paris, wie Sie es wünschen, zu senden. Ich sehe, daß Ihr scharfes Auge nicht weniger scharf unter den Nebeln Englands sieht: Ihre Bemerkungen über Zustände und Menschen geben mir hiervon den Beweis. Ihre Ansicht über die Unmöglichkeit der Anwendung vieler Eigentümlichkeiten englischer Staatseinrichtungen ist vollständig die meine. Man sieht, wenn man nachzubilden wünscht, gewöhnlich nur auf die Gegenwart, nicht auf die Vergangenheit des Nachzubildenden. Wie eine Sache entstanden, fragt man nicht. Das einzige, sich immer gleich bleibende Faktum, der wahre nervus rerum, alles, was wir an englischen Staatseinrichtungen bewundern — das Praktische bildet man nie nach, weil man es immer übersieht.

Sehr praktisch ist es nicht, zu schreiben, wenn man keine Zeit hat. Die aber habe ich heute nicht, deshalb lassen Sie mich schließen als

Ihr praktischer Diener C. A.

15.

Ohne Datum[1]).

Willkommen von Herzen und die Bitte mir zu gestatten, um fünf Uhr heute Ihnen aufzuwarten. Könnte ich in diesem Moment gleich abkommen, so wäre ich längst schon bei Ihnen. — Dies also das letzte Billet vor einer näheren persönlichen Bekanntschaft! Es ist dieser Umstand nicht ohne Wichtigkeit, wenn überhaupt der Unterschied zwischen Wort und Tat ein wichtiger ist. Ein solcher aber ist der, welcher die schriftliche Bekanntschaft von der wirklichen trennt. Es ist dieselbe Melodie, doch in andern Oktaven. Aus den meinigen allen werden Sie meine herzliche Ergebenheit erkennen.

16.

Ohne Datum.

Erlauben Sie mir wohl, gnädigste Gönnerin, Sie heute nachmittag um sechs Uhr zu besuchen? Außer, daß ich Sie gern sehen möchte, wünschte ich

[1]) Die nachfolgend abgedruckten Billete und Briefe gehören den Monaten Juni und Juli 1851 an, während deren Fanny Lewald in Weimar — wiederum im Hotel „Zum Erbprinzen" wohnend — sich aufhielt.

sehr Ihre und Professor Stahrs Meinung über den „Lohengrin“[1]) zu hören, diese wunderbare Schöpfung, deren Ursprünglichkeit und Eigentümlichkeit mich stets aufs neue ergreift.

17.

Ohne Datum.

Erst in diesem Moment bin ich wieder Herr meiner Zeit. Es ist sechs Uhr, also eine Stunde später, als Sie mir erlaubt hatten, zu Ihnen zu kommen — deshalb bleibt mir nichts andres übrig, als Ihnen schriftlich für Ihre Güte zu danken und für ein andermal ein günstigeres Geschick mir zu wünschen.

18.

Ohne Datum
(anscheinend aus Ettersburg).

Ich küsse Ihnen für die liebenswürdigen Zeilen die Hand, durch welche Sie mich heute erfreuten. Fast geben Sie mir Lust, solche Stunden, wo Sie nicht zu Hause sind, zu meinem Besuch im „Erbprinzen“ auszuwählen, denn das Nichttreffen verschafft mir dann die reizendsten Billete. Den Brief, der dem heutigen beigefügt war, habe ich meiner Frau sogleich übergeben, die bereits die Lektüre

---

[1]) Die erste Aufführung von Wagners „Lohengrin“ fand bekanntlich in Weimar statt am 28. August 1850. Die Aufnahme im Publikum war damals eine geteilte.

Ihres Werkes[1]) vorgenommen hat und mir versichert, viel Genuß dabei zu haben. Sie beauftragt mich, Ihnen vorläufig ihren besten Dank auszusprechen, dem sie sich freut den mündlichen folgen zu lassen, und zwar womöglich hier, in unsrer Waldeinsamkeit, von der ich wünsche, daß sie Ihnen gefallen möge. Manche großen und schönen Erinnerungen knüpfen sich an dies bescheidene Dach, um welche das Waldesgrün sich lagert wie der Efeu um die alten Mauern, die ehrwürdigen Zeugen längst verhallter Zeit.

Ich habe sofort die besten Notizen in bezug auf das schottische Wappen einsammeln können, und zwar bei einem Schotten, der bei mir ist. Er sagte mir, daß wie das englische Wappen das schottische Wappen zwei Devisen habe. Die eine ist die, welche Sie erwähnen, die andre umgibt einen roten kleinen Löwen, welcher, auf dem Helm über dem Schilde sitzend, in der Tatze das Banner hält, in dem wieder das Wappen zu sehen ist. Diese zweite Devise nun heißt allerdings: in defence, also auf deutsch: zur Verteidigung, oder verteidigend, oder auf französisch: en défense. Ich glaube, daß das Mißverständnis daher rührt, daß die Silbe de von fence getrennt worden ist, mit welcher zweiten sie verbunden bleiben muß.

Von Herzen danke ich Ihnen für Ihre Sorgfalt für mich, indem ich mich frage, wodurch ich

---

[1]) Wohl der „Dünen- und Berggeschichten“, erschienen 1851.

sie verdiene. Ich pflege mich übrigens mehr, als es den Anschein hat. Jetzt z. B. tue ich es sofort, denn es ist halb zwölf Uhr nachts, und ich gehe zu Bett, indem ich Sie bitte, Herrn Professor Stahr, für seinen Gruß bestens zu danken.

Schlafen Sie so gut, wie ich es mir selbst wünsche.

19.

Ohne Datum.

Verzeihen Sie mir, so spät erst auf Ihr Billet zu antworten. Da ich es indes erst soeben, um halb zwölf Uhr nachts, erhalte, als ich von einer weiten Fahrt zurückkehre, so werden Sie meiner Entschuldigung Gehör schenken. Ich bin mit meinem Architekten für die Wartburg auf verschiedenen Burgen der Umgegend umhergezogen, um praktische Studien für mein Restaurations- und Bauwerk zu machen, das immer mehr und mehr, so Gott will, vor die Augen der Welt treten soll und deshalb immer mehr und mehr gewissenhaft, ernst und streng behandelt sein will. Wäre es auch nur, um nicht, wie Sie von Queen Mary of Scots sagen: une chose incomprise[1]) zu werden, oder, mit andern Worten, der Kritik der Welt zu verfallen, denn was diese nicht begreift, verdammt sie. — Kennen Sie in bezug auf Maria Stuart ihr Leben von Dargaud,

[1]) „Das war eine femme incomprise, ganz anders, als sie in den Hahnschen Romanen und in manchen französischen Romanen umherlaufen. Sie war wirklich besser als ihr Ruf."

ganz neu erschienen?[1] Es soll vortrefflich sein. Ich kenne es nicht, aber jene Korrespondenz[2] kenne und liebe ich, und gern will ich sie Ihnen borgen. — Lassen Sie mich morgen abend nach fünf Uhr Ihre Türe wiedersehen.

20.

Ohne Datum[3].

Lassen Sie mich Ihnen herzlichst für Ihr Billet, herzlich überhaupt für all die Güte danken, welche Sie während Ihres Aufenthaltes in Weimar für mich gehabt haben. Die Erinnerung an dieselbe wird mir bleiben, wird mich begleiten in die weite Ferne. Dies werden Sie mir glauben, denn ich glaube, daß Sie es fühlen. So muß ich denn schriftlich von Ihnen Abschied nehmen, denn, genötigt, meine Abreise zu beschleunigen, wird es mir geradezu unmöglich, noch einen Aufenthalt in Weimar zu machen oder dies Tal früher zu verlassen. Es bleibt mir also nichts andres übrig, als Ihnen aus der Ferne einen Abschied zuzurufen, außerdem ich uns beiden ein baldiges frohes Wiedersehen wünsche.

---

[1] J. M. Dargaud. Histoire de Marie Stuart. Paris 1850.

[2] Gemeint ist die Korrespondenz des Herzogs Carl August mit Knebel.

[3] Anscheinend aus Wilhelmsthal vor dem Antritt einer längeren Reise nach Rußland.

Grüßen Sie, bitte, Herrn Professor Stahr recht sehr von mir. Sollten Sie sich meiner schriftlich erinnern wollen, so wird mein Sekretär C. Vent in Weimar jeden Brief treu besorgen.

21.

Belvedere, 9. Oktober 1851.

Erst von hier ist es mir möglich, für Ihren letzten Brief aus Jena[1] Ihnen meinen Dank abzustatten. Ihre Zeilen fielen in die ganze Unruhe meiner Abreise, an welche sich die nicht weniger unruhige Zeit meiner Ankunft im Vaterlande anreiht, weshalb Sie gütig mit meinem guten Willen vorlieb nehmen mögen. Von Herzen wünsche ich, daß Sie jetzt der Angst um die Gesundheit Ihrer Schwester überhoben seien, und daß ihr wie Ihnen die gute Luft in dem schönen Saaltale gut tue. Ich freue mich, daß Sie es wenigstens zu genießen scheinen. — Eine besondere Aufmerksamkeit habe ich den Bedenken gewidmet, deren Sie rücksichtlich der Goethestiftung[2] auch in Herrn Professor Stahrs

[1] Fanny Lewald hatte nach dem Sommeraufenthalt in Weimar für einige Monate in Jena (in Camsdorf, jenseits der Saale, in unmittelbarer Nähe der Stadt) Aufenthalt genommen und begab sich von dort erst Ende Dezember nach Berlin. Während dieser Zeit war sie wiederum einige Tage zum Besuch in Weimar, im Hause der ihr von Rom her bekannten Familie von Schwendler.

[2] Aus Anregungen hervorgehend, welche an die Goethe-Säkularfeier am 28. August 1849 anknüpften, und welche ur-

Namen Erwähnung tun. Ich habe nie an Schwierigkeiten gezweifelt, welche durch die Aufgabe emporgerufen werden würden -- indessen, wo sind nicht Schwierigkeiten in der Welt! Sie beurkunden erst oft den Wert der Sache; in dem vorliegenden Fall scheint er mir zu überwiegend, als daß er nicht des Strebens, trotz der Schwierigkeiten, würdig sei.

Lassen Sie mich diese wenigen Zeilen mit dem Wunsch für einen glücklichen Aufenthalt in Jena schließen.

22.

Montag früh, 1851.
(Weimar, gegen Mitte Dezember.)

Die Öfen scheinen unsre beiderseitigen entschiedenen Feinde zu sein. Während Sie dieselben verwünschen, weil Sie neben den unerbittlichen eisernen Wänden vor Kälte umkommen, verwünsche ich dieselben, weil sie mir neulich in einer von mir selten betretenen Wohnung, in der ich ein paar Tage bleiben mußte, zu viel Wärme, und zwar in

sprünglich weitergehende Pläne verfolgten, ward in Weimar, vom Erbgroßherzog und von Liszt gefördert, eine Goethestiftung gegründet, die durch Preisausschreibungen auf den verschiedenen Gebieten der künstlerischen Tätigkeit sich betätigen sollte. Bei den nicht zur Ausführung gekommenen weitergreifenden Plänen ward auch eine Übersiedlung Stahrs nach Weimar zur Leitung eines literarischen Organs erwogen. S. auch Ludwig Geiger, Aus Adolph Stahrs Nachlaß, S. 165.

solchem Grade gaben, daß ich krank wurde. Erst jetzt erhole ich mich wieder. Von einem Ausflug, von einer Fahrt nach Jena konnte für mich vergangene Woche gar nicht die Rede sein; an jenem Mittwoch gerade, auf den ich mich so gefreut hatte, konnte ich nur mühsam mich schleppen, und heute noch muß ich mich lästigen Vorsichtsmaßregeln unterwerfen. Ich habe indes großes Lob über Herrn Professor Hettner[1] vernommen, was mich wahrhaft erfreute. Sie sagen mit vollem Recht, daß jeder seinen eigenen „Versteh-Verstand" hat. Der meinige läßt mich die Bemerkungen bekämpfen, die Sie an die Philosophie anknüpfen. Hiermit schließe ich für heute, denn nicht dem flüchtigen Augenblick darf und kann es vergönnt sein, solche Widerlegung zu empfangen. Ich wünsche Ihnen einstweilen Sonne und Gesundheit.

23.

Weimar, 19. Dezember 1851.

Soeben erhalte ich Ihre gütigen teilnehmenden Zeilen. Ich eile, einen freien Moment zu benutzen, Ihnen all meinen Dank auszusprechen und mein

[1] Der Literarhistoriker und Kunstkritiker Professor Hermann Hettner — mit Stahr von seinem römischen Aufenthalt her eng befreundet — war damals (März 1851) von Heidelberg als Professor an die Universität Jena berufen, wo er bis zu seiner Berufung nach Dresden im Jahre 1855 verblieb.

Unrecht sofort durch Übersendung der Broschüre[1]) wieder gut zu machen. Nehmen Sie dieselbe als eine Erinnerung an Weimar, zugleich als ein zwar sehr unbedeutendes Geschenk an, was aber durch seinen Inhalt Ihnen nicht uninteressant sein wird. Es behandelt mit Geist und Ernst ein gewaltiges Werk voll Poesie und Schönheit, welches seinen Autor gewiß für immer lobt.

Ich freue mich, daß es Ihnen wieder wohlgeht und mir nicht minder. Wie anders sieht doch die Welt aus, wenn man gesund ist.

Ein heiteres glückliches Fest Ihnen wünschend

Ihr ergebenster C. A.

24.

Weimar, 22. März 1852.

Mehrere Abwesenheiten und andre Abhaltungen lassen mich erst heute auf Ihren Brief vom 1. d. M. antworten, erst heute für denselben danken, erst heute auch ein gleiches im Namen meiner Frau tun, welche sich über Ihren Brief und das ihn begleitende Werk[2]) sehr gefreut hat. An die Lesung des letzteren wird sie jetzt gehen.

[1]) Eine Broschüre von Liszt: „Le Lohengrin". Diese Schrift leitete den Kampf für die „Zukunftsmusik" ein, dessen Mittelpunkt Weimar als die „Hochburg der neuesten Richtung" damals für längere Zeit ward.

[2]) Fanny Lewald, Reisetagebuch durch England und Schottland. 1852.

Mein Bedauern, Sie unwohl zu wissen, ist um so aufrichtiger, als ich mich heute selbst leidend fühle. Wie anders färbt sich doch die Welt, wenn das Gleichgewicht im Körper gestört ist! Ich befürchte, Sie werden diese Färbung diesem Brief nur zu sehr anmerken. Gönnen Sie sich jetzt die nötige Ruhe und befolgen Sie hiermit den Rat, den Sie mir selbst gegeben haben. — Von Herzen wünsche ich, daß Professor Stahr in Jena seine Gesundheit wieder stärke, welche im Norden, in Oldenburg, so sehr gelitten zu haben scheint[1]. — Was Sie mir über die Berliner artistischen Zustände schreiben, hat in mir ein schon oft empfundenes Gefühl von Bedauern rege gemacht, nämlich: so oft verhindert zu sein, den Dingen so nahe zu treten, wie ich es möchte und wünschte. Bei meinem nächsten Aufenthalt in Berlin setze ich übrigens meinen Wunsch positiv durch. Ich bin jetzt sehr mit der Einrichtung der Monumente für Goethe, Schiller und Wieland beschäftigt.

Und nun lassen Sie mich enden, denn wenn ich mit Freuden die Pflicht meines Dankes Ihnen gebracht habe, möchte ich Ihnen nicht zeigen, wie mühsam ich mich heute und wie schmerzhaft schleppe. Welch Kaleidoskop ist doch das Leben!

[1]) Stahr war von Oldenburg, nachdem er dort wegen seines leidenden Gesundheitszustandes seine Pensionierung als Konrektor des Gymnasiums erlangt hatte, mit seiner Familie nach Jena übergesiedelt, trennte sich aber demnächst von derselben und nahm seinen Wohnsitz dauernd in Berlin.

25.

Freitag, 27. Mai, Berlin (1852).

Was werden Sie von mir denken, so lange hier zu sein, ohne Sie aufgesucht zu haben? Zum Glück sind zwei Umstände eingetreten, welche ein Trost für mich geworden sind.

Erstens habe ich von Frl. Frommann [1]), die ich bei meiner Schwester soeben begegnete, erfahren, daß Sie Ihre Wohnung geändert haben, eine Wohnung, welche sie selbst mir nicht anzugeben vermochte.

Zweitens gewährte mir eben Frl. Frommann die Möglichkeit, Ihnen einen Zeugen meines Bedauerns zu stellen, Sie nicht zu sehen, Sie nicht sehen zu können. Ich vertraute ihr eine Beschreibung meiner hiesigen Existenz — haben Sie die ersten Gesänge des Inferno gelesen?, jene, wo die Geister in ewigen Kreisen ewig herumgetrieben werden? Diese Beschreibung ist das Daguerreotyp dieser Tage.

Mit wohlbekannten Gesinnungen
der Ihrige C. A.

26.

Ettersburg, 16. Juni 1852.

Erinnern Sie sich der flüchtigen, aber eloquenten Skizze meiner Existenz in meinem Berliner Billet?

---

[1]) Die Jenenserin Alwine Frommann, damals Vorleserin der Prinzessin von Preußen.

An diese muß ich Sie erinnern, um durch dieselbe mein Stillschweigen zu erklären, zu entschuldigen, denn selbst hier, in meiner sogenannten Einsamkeit, bin ich jenem „Umherkreisen" nicht entgangen, was mir die Ihnen anvertrauten Seufzer entlockte. Einen ruhigen Augenblick des heutigen Vormittags benutze ich, um Ihnen meinen Dank für Ihren Brief abzustatten. Sie sprachen mir in demselben von einer Reise nach Thüringen, nach dem Harz und von einem mysteriösen Wunsch, den Sie nur dem Munde, nicht der Feder anvertrauen wollen. So werde ich also warten, bis uns das Schicksal wieder zusammenführt; möge dies in dem schönen Thüringen der Fall sein! Werden Sie denn dieses nicht dem Harze vorziehen? Sie sprachen mir eigentlich nicht von Ihrer Gesundheit und erwähnen doch der Krankenpflege bei andern; dies aber läßt mich eine schlimme Rückwirkung auf Sie befürchten. Auch sagen Sie mir nicht, ob und an was Sie arbeiten? Möge es etwas sein, was Sie erfreue, denn die Pflege der Seele ist wichtiger als die des Körpers. Professor Stahr habe ich vor kurzem im Theater, in einer Zwischenpause des „Lohengrin", gesprochen. Ich habe mich herzlich gefreut, ihn wiederzusehen, aber nicht über sein Aussehen gefreut. Er sah angegriffen aus.

Wissen Sie wohl, daß ich vielleicht nach Italien gehen? Die Ärzte schicken meine Frau, die Sie grüßt, und mich in ein südliches Seebad, und da wäre es möglich, daß ich bis Castellamare

zöge. Mir ist es, als sagte mir einer: dies oder dies Märchen wird nächstens Wirklichkeit.

Leben Sie wohl und glücklich in Berlin, im Harz oder in Thüringen.

27.

Ettersburg, 15. Juli 1852.

Nein, wahrlich nicht feig nenne ich Sie, denn wie könnte wahrer Mut Mitgefühl ausschließen, und wie könnten Sie neben Ihrem Mut anders als leiden! In diesen Worten liegt das Bekenntnis, wie sehr ich fühle, was Sie in Ihrem Briefe aus Rudolstadt mir aussprachen [1]).

Wie könnte man anders als teilnehmend wahre Leiden erkennen! Und nun in diesem Fall besonders! Peinlich ist es mir dabei, nur Worte bei den Leiden zu haben, doch begreife ich mit Ihnen, daß eben mir nur Worte hier übrig sind.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich hoffe, daß sich Professor Stahr indessen recht ernstlich der Kur unterzieht. Sein Aussehen hat mich erschreckt; wohl kann kein Körper bei Seelenleiden gesunden, indessen läßt sich durch Körperpflege doch viel Einfluß auf die zu erstarkende Seele ausüben.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Rat rück-

[1]) Die Stimmung des Briefes war durch in der Stahrschen Ehescheidungsangelegenheit entstandene Schwierigkeiten beherrscht.

sichtlich des Südens. Ich war von jeher für mein liebes Sorrent, was mir von allen Orten am besten gefallen hat. Ischia ist mir gar zu abgeschieden. In Neapel, denke ich, entscheiden wir uns, so Gott will. Nicht sagen kann ich, wie ich mich freue; ich fühle mich bewegt; mir ist, als sehe ich ein heißgeliebtes Wesen nach vielen Jahren wieder. Es ist Sehnsucht, Freude und Scheu, die zusammenwirken. Daneben bin ich so neugierig auf mich selbst, denn an dem einst Gekannten und Geliebten lernt man sich selbst wiedererkennen und bildet sich weiter. Einstweilen bereite ich mich mit einer Art wütendem Eifer vor. Eben beendige ich Stahrs dritten Band, Ihr Bilderbuch habe ich längst gelesen, auf meinem Tisch liegen fünf Bände von Leos Geschichte Italiens, in meinem Schrank sitzen Sueton, Tacitus, Livius, ich lese und spreche italienisch, kurz, wenn ich nicht ganz Italien durch meine Gelehrsamkeit in Erstaunen setze, verzweifle ich an allen Italienern.

Mögen Sie Friede finden in diesem wunderbaren Leben, dies wünsche ich Ihnen von Herzen!

28.

Sorrento, Casa di Tasso,
13. September 1852.

Sehr dankbar für Ihre Zeilen aus Rudolstadt, die ich soeben erhielt, beeile ich mich, Ihnen sowohl dieses als meine große Freude über das interessante

Geschenk auszusprechen, das Ihre stets gleichbleibende Güte meiner lieben Wartburg gesichert hat[1]). Ich nehme es mit ebenso viel Vergnügen als Dank an und ersuche Sie, es dem Besitzer wissen zu lassen. Dürfte ich Ihre Güte ferner in Anspruch nehmen, so wäre es, zu veranstalten, daß das Bett für den Transport auf die Wartburg gepackt werde. Ich schreibe heute meinem Sekretär Vent und gebe ihm den Auftrag, es in Rudolstadt in Empfang nehmen und weitertransportieren zu lassen. Ich erlaube mir dabei, meinen Sekretär Ihnen zu adressieren, damit er seinen Auftrag desto besser erfüllen könne.

Daß Ihnen unser Thüringen so gefällt, ist mir lieb, denn es verdient, anerkannt zu werden. Es trägt in meinen Augen ein gewisses Gepräge von Gemütlichkeit, das mir wohltut. Von Herzen bedaure ich, daß Unannehmlichkeiten überhaupt und solche im besonderen Herrn Professor Stahr in seiner Kur und dem Genusse des sympathischen Aufenthaltes stören mußten[2]). Das Leben ist nun einmal ein Kampf; immer beweist sich dies aufs neue, immer und überall.

---

[1]) Eine aus dem längst eingegangenen Gasthof „Zum Stiefel" in Rudolstadt stammende alte Bettstelle, in der bei seinen dortigen Aufenthalten Luther geschlafen haben sollte. Die Bettstelle wurde auf Fanny Lewalds Anregung von dem Besitzer Justizrat Eberwein in Rudolstadt als Geschenk für die eben damals in der Restauration begriffene Wartburg bestimmt.

[2]) Unter anderm brannte das Haus, welches die Familie Stahr in Jena bewohnte, ab.

Der Ort, von dem ich schreibe, wird I h n e n beweisen, daß ich Ihren Rat befolgt habe. Seit Wochen schon sind wir hier, in diesem Paradies, von dem wir wahrscheinlich nächstens aufbrechen werden, um nach Rom zurückzukehren. Auf Ro'm freue ich mich wieder am meisten. Von allen Orten Italiens ist er mir der sympathischste. Hier, nur da, in Rom, möchte ich leben, weil es mir am meisten sagt. Ich glaube, daß Professor Stahr mich, meiner Wahl wegen, nicht mißbilligen wird. Was mich hier umgibt, ist ein Paradies; auch genießt es mein Naturgefühl in vollen Zügen; das aber ist auch alles, und das bloße Gefühl der Naturbewunderung ist mir ein zu enger Boden für das Leben. Ich denke an Professor Stahr jeden Tag; er hat sich durch sein Werk über Italien ein wahres Denkmal gesetzt. Sagen Sie ihm dies in meinem Namen und gedenken Sie der fernen Reisenden.

29.

Weimar, 18. Januar 1853.

Meinen verspäteten Dank für Ihre gütigen Zeilen bitte ich einem wenn auch nicht viel bedeutenden, aber sehr schmerzhaften Unwohlsein zuzuschreiben, was mich gleich nach meiner Rückkehr aus Italien überfallen hat und mir das Schreiben unmöglich machte. Empfangen Sie nun endlich meinen herzlichen Dank mit der Bitte, die Anlage Herrn Professor Stahr zu übergeben. Ich habe

Ihrer sehr gedacht, als mich die Nachricht von dem plötzlichen Tode Ihrer Freundin erreichte. Den Beweis, daß ich es tat, möge Ihnen die inliegende Abschrift liefern, welche ich, ehe ich noch Ihren Brief erhielt, von einem nehmen ließ, den der Herzog Bernhard aus Batavia von einem dortigen hochgestellten Offizier namens Schierbrand bekommen. Vielleicht teilt er Ihnen einige neue Details mit, die für Sie dann gewiß den Wert haben werden, den dergleichen auf eine teure Person Bezügliches immer enthält. Wie begreife ich Ihren Kummer, Sie haben viel an ihr verloren.

An dem Werk des Doktor Sigismund habe ich eine wahre Freude gehabt: es atmet Wahrheit, ein feines, sinniges Gemüt und echte Luft von unsern thüringischen Bergen[1]).

Auch des Gedichtes[2]) erfreute ich mich, von dem diese historische Bettstelle begleitet wurde: es soll mit ihr nächstens die Wanderung auf die Burg machen, wo indessen etwas entstanden ist, das mich

[1]) Dr. Berthold Sigismund aus Blankenburg in Thüringen, Lehrer an der Realschule in Rudolstadt, „Lieder eines fahrenden Schülers", herausgegeben von Stahr. Als der Großherzog am 17. Januar 1853 Stahr für die Übersendung der „Lieder eines fahrenden Schülers" dankte, fügte er, vor kurzem aus Italien zurückgekehrt, hinzu: „Soll ich Ihnen sagen, daß und wie sehr ich Ihrer jenseits der Alpen gedacht habe, danken mußte! Kennen Sie mich doch, werden also den Schluß auf sich hieraus ziehen, und ist doch Italien das Land der Seele!"

[2]) Poetische Widmung des Justizrats Eberwein.

wirklich überrascht hat, und zwar ist es die Eloquenz des Ausdruckes desjenigen Sinnes, was ich meinem Unternehmen zugrunde gelegt habe. Nicht sagen kann ich, wie wohltuend es mir war, gerade diese Bemerkung nach meiner Rückkehr aus dem Lande zu machen, wo die Sprache der Kunst und durch die Kunst sich so gründlich lernt. Daß ich dies, daß ich so manches andre in dem gelobten Süden gelernt habe, glaube ich mit gutem Gewissen versichern zu können. Hier habe ich, wenn auch im kalten Norden, das Feld wieder betreten, wo ich so manches anwenden kann, was ich mir dort angeeignet habe. Wünschen Sie mir dazu Glück, Erleuchtung und Kraft. Wahrheit, Ernst und Schönheitssinn bringe ich selbst. Gott sei mit Ihnen im neuen Jahr.

30.

Weimar, 31. März 1853.

Lassen Sie mich Ihre Romanarbeit durch die trockene Person meines Briefes für einen Augenblick unterbrechen, und lassen Sie mich dieser Person meinen Dank für Ihre Zeilen anvertrauen. Leider kann ich keine Zeichnung, noch weniger eine Kopie des Rietschelschen Modells[1]) beifügen, denn ich habe nichts dergleichen. Nur versichern kann ich, daß ich die Lösung der schweren Frage eine ge-

[1]) Der für Weimar bestimmten Doppelstatue Goethes und Schillers.

lungene, sehr gelungene finde. Rietschel hat die Aufgabe besonderer Art, den Charakter der Persönlichkeiten, der Zeit, in der sie wirkten, des Verhältnisses des einen zum andern tief und scharf aufgefaßt und in schönster Form eloquent ausgedrückt. Nach aller Wahrscheinlichkeit kommt das Monument gegenüber vom Theater, mit dem Rücken an ein zu verbesserndes Gebäude, jedoch freistehend. Die Statue Wielands soll den Platz schmücken, der am Beginne der Straße von Belvedere liegt. Gasser ist allerdings das Kind der Berge, allein in Italien war er nie; er sagte mir sogar auch, er wolle so bald nicht hin, denn dann befürchte er, nicht so bald wiederkommen zu können oder vielmehr nie wiederzukommen [1]).

Die Wagner-Woche war ein großer Genuß — era un pezzo di Cielo, von demselben Cielo, von dem die Dioskuren, welche Stahr so trefflich beschrieben hat, ein andres pezzo sind [2]). — Ich habe jetzt im Kopf, ein Museum zu bauen, was

[1]) Der Bildhauer Gasser war ein Bauernbursche aus dem Zillertale, in Wien ausgebildet. Die Annahme, daß er nie in Italien gewesen sei, scheint auf einem Mißverständnis zu beruhen, da ihn Fanny Lewald im Jahre 1846 in Rom kennen gelernt hatte.

[2]) An demselben Tage (31. März 1853) schreibt der Großherzog an Stahr dankend für dessen Abhandlung über die Kolosse auf dem Monte Cavallo (Quirinal): „So hat mich Ihre Bearbeitung wieder einen Blick auf dies ewige Rom tun lassen, wie ich ihn immer gern tun möchte: denn erhöht wird in diesem Fall der Genuß, wenn Erläuterung und Beleuchtung

wir so nötig brauchen; wünschen Sie mir, daß dies ein ferneres pezzo werde!

Ich verlasse Sie, um zu einem Konzert in der Kürze zu gehen, wo man bei mir den dritten Akt des „Lohengrin" singen wird. — Die Erbgroßherzogin läßt Sie grüßen; ich wiederhole für Sie das oft Gesagte.

31.

Weimar, 27. Juli 1853.

Empfangen Sie all meinen herzlichen Dank für den Beweis Ihrer Anteilnahme an dem, was über mich gekommen[1]). Auch Sie kennen den Schmerz und werden daher um so sicherer ahnen können, was ich durchlebt und durchlitten. — Ich danke Ihnen von Herzen für die gute Meinung, die Sie von mir hegen, indem Sie eines menschlichen Sinnes Erwähnung tun, den ich besitze. Daß ich mir ihn bewahren werde, bürgt Ihnen Ihre Kenntnis meiner selbst und mein auf meinen Großvater von jeher gerichteter Blick.

Ich bedaure recht sehr, daß Sie so krank gewesen sind; schonen Sie sich nur, und ruhen Sie

---

uns den ganzen Umfang dessen kennen lehrt, was wir bewundern. Und in Rom ist die Erläuterung und Beleuchtung so sehr viel wert, denn dann erst darf man hoffen, das richtige Maß anlegen zu können."

[1]) Am 8. Juli 1853 war der Großherzog Carl Friedrich gestorben, und der Großherzog Carl Alexander hatte die Regierung angetreten.

sich aus von der Arbeit, die ich mit Freuden empfangen werde; sie wird nicht unbenützt bei mir liegen.

Ich werde von Professor Stahrs Brief Kenntnis nehmen und freue mich unterdes über seine gebesserte Gesundheit wie auf sein Werk. Sein Kunsturteil war mein bewunderter und geliebter Führer im Süden.

Ich schließe eilend; entschuldigen Sie die flüchtigen Zeilen mit der vielen Arbeit, die mir jetzt obliegt.

32.

Weimar, 14. August 1853.

Ihnen beiden zu helfen, war meine Absicht und bleibt es; in dieser Absicht veranlaßte ich Herrn von Wydenbrugk[1], Professor Stahr zu schreiben, er möge zunächst an den Großherzog von Oldenburg sich wenden; in gleicher Absicht sprach ich persönlich mit dem Großherzoge, in gleicher Absicht endlich greife ich heute wieder zur Feder und schließe die Anlage bei, welche ich an Professor Stahr zu richten die Veranlassung aufs neue gab, schon deshalb, weil es von Wichtigkeit sein könnte, diese Meinung schriftlich zu haben. Ich schreibe Ihnen, umsomehr ich Ihren Brief zu beantworten, Ihnen zu erzählen habe, wie der Großherzog mir erklärt hat, er könne in der fraglichen Angelegen-

[1] Den weimarischen Minister.

heit unter diesen Umständen nichts tun. Ich komme also auf den einzigen möglichen Weg. Es ist der, daß Sie wie Professor Stahr sich um das Staatsbürgerrecht im Großherzogtum Sachsen bewerben, also um Aufnahme in irgendeine Gemeinde des Landes nachsuchen. Gehören Sie dann beide dem Lande an, so wird die Scheidung erfolgen; denn nur auf Staatsangehörige kann sich das Gesetz beziehen. — Deshalb mildern Sie den langgenährten Kummer und halten Sie von dem Leben unter Menschen untrennbare menschliche Schwierigkeiten nicht für unübersteigliche Hindernisse, wenn auch sie oft schwer lasten werden [1].

Eilend muß ich heute schließen; ich wünsche Ihnen beiden Frieden von ganzem Herzen.

33.

Ilmenau, 16. Oktober 1853.

Wenn Sie mich für zum wenigsten nicht eben höflich halten, so kann ich mich darüber ebensowenig

[1] Stahrs Ehescheidung stieß in Oldenburg, wo er als pensionierter Konrektor des Gymnasiums sein Domizil hatte, anfänglich auf Schwierigkeiten. Deshalb wendete man sich nach Weimar, wo die Ehescheidung durch einen landesherrlichen Gnadenakt gesetzlich zulässig war, und der Großherzog ließ sich zu solcher bereit erklären unter Voraussetzung der Zustimmung der Gattin und der vorgängigen Aufnahme Stahrs in den weimarischen Staatsverband. Gleichwohl wurde schließlich die Angelegenheit nicht auf diesem Wege, sondern durch einen Ehescheidungsprozeß bei den oldenburgischen Gerichten erledigt.

beschweren als wundern, denn wahr ist es, der Schein ist gegen mich, allein ebenso natürlich ist es, daß ich Ihnen offen sage, daß ich deshalb bis heute mit meiner Antwort auf Ihren letzten Brief und, was noch mehr sagen will, mit meinem Dank bis heute wartete, weil ich beides mündlich tun wollte. Hierzu aber gaben Sie mir selbst Veranlassung, denn Sie schrieben mir, Mitte September würden Sie in Weimar sein. Doch diese Zeit kam und eine viel spätere, und Sie erschienen nicht. Meinen Dank für Brief und Werk[1]) noch länger hinauszuschieben, ist wirklich unmöglich — empfangen Sie ihn daher heute, er kommt von Herzen. Sie sendeten mir — dies sind Ihre Worte — jenes Buch zu meiner Erholung. Ich danke Ihnen im besonderen für diese Absicht. Für Erholung auch gebrauche ich es, lese ich es jetzt, hier, in stiller Waldeinsamkeit zu Ilmenau, wohin ich mich für ein paar Tage zu meiner leidenden Frau zurückgezogen habe. Ich bewege mich bei der allmählichen Kenntnisnahme Ihrer Schöpfung in einem mir oft durchaus sympathischen Element; in manchen Bemerkungen, manchen Ansichten spiegele ich mich wie in einem klaren Quell. Mehr sage ich nicht, denn noch bin ich am ersten Band. Ich erkenne, daß Sie Ihre Seele zum Teil in dies Buch gelegt haben, denn nur wenn man die Sachen erlebt und erlitten hat, läßt sich bei manchem der Ausdruck

[1]) Fanny Lewald, Wandlungen. Roman. 1853.

finden, den Sie zu geben wußten. Wie von Herzen wünsche ich Ihnen dafür Frieden. Dies Wort enthält, was ich für Sie, also auch für alles, was Sie beschäftigt und so manches Leid Ihnen verursacht, hoffe. Da ich absolut nicht weiß, wo Sie sind, schicke ich diese Zeilen an Hettner; der wird Ihre Adresse kennen.

Grüßen Sie, bitte, Stahr von mir.

34.

Ettersburg, 19. Okt. 1854.

Gern werde ich Schritte tun, dem zu helfen, wegen welchem Sie mir schreiben. Ob sie dann gelingen, liegt zwar nicht in meiner Kraft, aber versuchen kann und werde ich es. Doch vor allem: ist es wirklich wahr, daß H.[1]) in dies Verhängnis geraten? Denselben Abend, wo ich am Morgen Ihren Brief erhalten, sagte mir jemand: Jenes Schicksal sei nur ein Gerücht, ein Brief H.s von späterem Datum erwähne kein Wort davon, beweise also, daß ein bloßes Gerücht und keine Wahrheit hier vorliege.

Der Name „Berlin" auf der ersten Seite Ihres

[1]) Es war das Gerücht verbreitet, daß Moritz Hartmann, der — aus Österreich verbannt und als politischer Flüchtling in London lebend — damals als Korrespondent für die „Kölnische Zeitung" auf dem Kriegsschauplatz in der Türkei tätig war, in österreichische Gefangenschaft geraten sei. Das Gerücht bewahrheitete sich nicht; Hartmann war nur erkrankt und kam ungefährdet wieder zum Vorschein.

Briefes hat mich fast verwundert; ich wähnte Sie wenigstens auf dem Wege nach Rom, denn man sagte mir, daß Sie den Winter daselbst zubringen würden. Meine Wünsche und meinen Neid hatte ich in Gedanken Ihnen schon dorthin vorausgesendet. Sie mögen indessen dort bleiben und alle die dort erwarten, denen ich Glück wünsche, also auch Sie.

Grüßen Sie Pr. Stahr recht sehr von mir. Im voraus freue ich mich auf seine literarischen Erzeugnisse.

35.

Weimar, 25. Oktober 1854.

Ich spreche Ihnen für Ihre beiden Briefe all meinen Dank aus. Der zweite enthielt die Bestätigung des mir zugekommenen Gerüchtes — ich freue mich, daß es Wahrheit ist und ich Ihnen meine gute Absicht habe zeigen können.

Ihr erster Brief enthält die Schilderung Ihrer augenblicklichen Lage; möge dieses Interim ein baldiges, befriedigendes Ende finden — von Herzen wünsche ich dies.

Ich darf wohl um Beförderung der Inlage bitten; leite Sie ein guter Stern!

36.

Weimar, 12. Februar 1855.

Schon mehr als einmal habe ich Ihnen gesagt, wie sehr ich Ihnen Frieden wünsche. Mehr als je

tue ich dieses heute, wo Sie im Begriff stehen, das Ziel Ihrer Wünsche zu erreichen[1]). Möge Gott Ihnen denselben gewähren und erhalten in reichstem Maße. Die Folgen einer heftigen Augenentzündung und eines Rotlaufes nötigen mich leider, mich der Feder meines Sekretärs zu bedienen, um Ihnen Antwort, Dank und Wünsche auszudrücken. Nur Freude sollte dieses Blatt enthalten, allein unmöglich kann ich meine tiefe Bekümmernis unterdrücken, welche ich durch die Nachricht von dem Tode des Herrn von Hauenschild empfunden habe. Ich war eben mit ihm in Verbindung getreten und freute mich, durch dieselbe etwas Gutes entwickeln zu können. Da kam die unselige Botschaft. So ist das Leben ewiger Kampf[2]).

[1]) Die Vermählung Stahrs mit Fanny Lewald hatte nach seiner endlichen Scheidung von seiner ersten Gattin in Berlin am 6. Februar 1855 stattgefunden. Nach derselben gestaltete sich das Verhältnis zu der letzteren, welche mit ihren Töchtern und dem jüngsten Sohne ihren Wohnsitz in Weimar nahm, versöhnlich und freundschaftlich; die beiden ältesten Söhne verblieben Stahr; die Kinder verkehrten zwanglos zwischen den beiden Elternhäusern. Stahrs erste Frau überlebte ihn um mehrere Jahre und starb 1879. Die beiden Töchter leben als angesehene Musiklehrerinnen — in früheren Jahren durch Liszts Umgang und Förderung ausgezeichnet — noch heute in Weimar.

[2]) Richard Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau), geb. 24. März 1822 zu Breslau, gest. 20. Januar 1855. „Nach der Natur" 1850. „Aus der Junkerwelt" 1850. Der Großherzog schrieb unter gleichem Datum (12. Febr.) an Stahr: „Sie haben indes, hart am Ziel Ihrer Wünsche, noch einen schmerzlichen Verlust empfunden. Doch ahnen Sie nicht, wie sehr gerade

Entschuldigen Sie, daß ich so spät erst antworte. Ich habe das Diktieren unterbrechen müssen, weil des Arztes Wille mich eine Zeitlang in das Bett gebannt hat. Werde Ihnen Gesundheit und Glück zuteil; dies wünsche ich Ihnen von Herzen.

37.

Wilhelmsthal, 24. Juli 1855.

Ich habe mit Freude Ihre Zeilen vom 19. d. M. begrüßt; ich habe mit Freude und Interesse sie gelesen. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen stets Frieden gewünscht habe: Sie werden also sich selbst sagen, wie gern ich das beweisende Bekenntnis empfangen, daß mein Wunsch in Erfüllung gegangen nach allen Richtungen hin, nach allen,

---

dieser auch mich betraf. Wenige Tage vor seinem Tode hat Herr von Hauenschild mir seine neuesten Werke übersichickt, hat er mir geschrieben. Ich hatte ihm darauf in einem langen Brief geantwortet und ihn gebeten, zu mir zu kommen, mich im voraus freuend auf die Vorschläge, die er mir machen wollte. Die Nachricht von seinem Tode erschütterte mich tief. Ihre Zeilen beweisen mir, wie Sie es erst sind. Wissen Sie, was das für Vorschläge waren, die er mir machen wollte? Waren Sie eingeweiht in seine Pläne? Vielleicht können wir dennoch im Geiste des Verstorbenen etwas tun, etwas leisten." Schon früher war der Großherzog auf Hauenschild aufmerksam geworden: am 20. Mai 1851 sendete er Stahr Briefe Max Waldaus über Weimar dankend zurück, „deren bedeutsamer Inhalt mich sehr frappiert, denn selten habe ich Briefe gelesen, die mit mehr Geist und Gemüt geschrieben waren".

sage ich, es besonders hervorhebend, — Gott der Allmächtige erhalte Sie dabei!

Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme an meinen, gottlob, überstandenen Leiden. Sie waren nicht so schlimm, als sie sich ausnahmen, und haben für mich das Gute gehabt, daß, genötigt, die sich kreuzenden Fäden der Geschäfte für eine Zeitlang ruhen zu lassen und von dem Gewirre der Welt mich zurückzuziehen, ich einmal wieder so recht eigentlich in mein Selbst einkehren und wieder Luft schöpfen konnte, — das Bedingnis, das unabwendbare, sich über die Sachen zu erheben und sich oben zu erhalten. Ich werde dies Bestreben in Wildbad hoffentlich fortsetzen können, wohin die Ärzte mich treiben. Leihen Sie mir hierzu die Hand, und schicken Sie mir deswegen bald Ihren neuen Roman[1]). Den Freytags[2]) habe ich soeben beendet und fälle über ihn dasselbe Urteil, das Ihr Brief mir bringt. Er hat den großen Vorzug der Wahrheit und Natürlichkeit, und dies besonders für jemanden, der, wie ich, Schlesien und seine Zustände durch eigne lange Anschauung kennt. Ich ließ den Autor hierherkommen, um ihm zu danken für das mir gesendete Werk, um den Vater mit dem Kinde und durch das Kind an der Hand kennen zu lernen. Einen sehr interessanten Tag verdanke ich seiner geistreichen Unterhaltung. — Daß

---

[1]) Es handelt sich um den Roman „Adele“.

[2]) „Soll und Haben“, erschienen 1855.

Sie noch frische Luft und Labung in freier Natur aufsuchen wollen, nachdem Sie die Ruhe auf einem Eisenbahnhof[1]) gesucht haben, nimmt mich nicht wunder. Sie werden ein schönes Gebirge sehen und an der Schneekoppe zumal großartige Eindrücke haben und dann auch Schlesien am Ende liebgewinnen. Ich tue es; selbst Breslau schließe ich nicht aus, denn die Erinnerung an angenehme und fördernde Tage, an einem Orte verlebt, ist meist das Geheimnis unsrer Liebe für denselben.

Sprechen Sie meine herzlichsten Grüße Ihrem Gatten aus, und empfangen Sie die meiner Frau.

Gedenken Sie meiner in treuer Erinnerung.

38.

Belvedere, 2. Okt. 1855.

Abermals habe ich Ihnen für eine Freude zu danken, denn vorgestern erhielt ich die Fortsetzung Ihres Romans. Ich gestehe Ihnen, daß ich diese gewünscht habe, und gestehe es um so freimütiger, weil ich weiß, daß ich mit dieser Freimütigkeit auch Freude mache. Gewünscht aber habe ich die Fortsetzung, weil das Interesse, welches uns an ein Werk fesselt, es immer als von besonderem Wert erkennen läßt, wenn der Schöpfer jenes Werkes persönliche Sorge nimmt, das Interesse zu erneuern,

[1]) Fanny Lewald-Stahr war in Breslau bei ihrem Onkel, dem Direktor der Oberschlesischen Eisenbahn, Friedrich Lewald, zum Besuch.

zu verstärken. Daß aber mein Interesse ein bereits lebhaftes war, sagte Ihnen mein letzter Brief; daß es ein und dasselbe blieb, sage Ihnen dieser, und in der Tat, wenn etwas dieses Interesse auf das Kommende spannen kann, so ist es diese richtige Bemerkung, die Sie machen, wenn Sie sagen: „daß in dem Leben in seinem anscheinend so ruhigen Gange das Allerüberraschendste liegt, und daß man gar nicht nötig hat, Dinge zu erfinden und hinzuzusetzen, die eben so in den Sphären, in die man sie hineinbringt, nun und nimmermehr geschehen könnten." Es ist diese Wahrheit eines der Geheimnisse der Wirkung der Werke Shakespeares, wie der Mangel dieser Wahrheit die Erklärung dafür abgeben dürfte, daß die meisten Romane dieser Zeit nicht länger dauern als ihr Einband und selten so lang — Romane wie Stücke! Das Werk Professor Stahrs[1]) will ich zur Hand nehmen. Ich kann mir vollkommen denken, daß das selbst Bekannte in der neuen Gestaltung als eine neue Persönlichkeit Ihnen erscheint.

Ich glaubte Sie in Rom, mit Erstaunen las ich „Westphalen" auf der Adresse. Lebhaft bedaure ich für Sie wie für Professor Stahr diese Störung eines gehofften Glückes, denn Glück ist jeder wahrhaft fördernde Zustand, Italien aber ist und wird ein solcher, so Gott will, für Sie beide.

[1]) Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. 1854—1855.

Mein Aufenthalt in Ostende war diesmal ein sehr kurzer, in mancher Hinsicht ein angenehmer, in jedem Fall ein vom Wetter begünstigter.

Nach Dresden also sende ich diesen Dank.

Die Großherzogin ist im Seebad im südlichen Frankreich.

39.

Weimar, 2. Januar 1857.

Mit Freuden habe ich Ihren Brief vom letzten Tag des vorigen Jahres empfangen und gelesen. Aus diesem Bekenntnis werden Sie ebenso leicht meinen Dank wie die klare Einsicht unsrer gegenseitigen Beziehungen entnehmen. Noch deutlicher wird Ihnen letzteres, wenn ich Ihnen sage, daß es mir nicht erinnerlich ist, in Wildbad von Ihnen einen Brief erhalten zu haben [1]), und daß, wäre es dennoch geschehen, ich mich wundern müßte, nicht geantwortet zu haben, weil ich mich als einen gewissenhaften Korrespondenten kenne, wenn auch als einen solchen, welchen die wachsenden Pflichten oft zu sehr kurzen Briefen nötigen. Mein Nicht-bei-Ihnen-erscheinen in Berlin darf Sie nicht und würde Sie auch nicht wundern, kennten Sie die Existenz, welche ich dort führen muß oder die, besser gesagt, mir zu führen allein übrig bleibt. Die Zeit,

[1]) Der Brief nach Wildbad war Moritz Hartmann anvertraut gewesen und von diesem, wie sich herausstellte, nicht an seine Bestimmung geleitet worden.

welche ich — einmal dort — meinen weit auseinanderwohnenden Schwestern zu widmen habe, dann die Stunden, welche durch den Hof — den oft auch weit entfernt wohnenden — weggenommen werden, lassen mir dann kaum die Augenblicke frei, die ich zu meiner Ruhe nötig habe, so daß ich selbst meine hauptsächlichste Erholung, die Besuche bei Humboldt, in frühester Morgenstunde nur gewinnen kann.

Sie entfalten vor meiner Seele ein Bild befriedigenden Eindrucks, denn Sie zeigen mir Gesundheit, Tätigkeit, Familienglück. Gott erhalte Ihnen dies alles; nicht besser könnte ich Ihnen heute wünschend nahen. Mit um so größerem Interesse werde ich dem Talente des Frl. Elise Schmidt[1]) einen Zuhörer abgeben, da Sie dieselbe mir empfehlen. Ich werde gerne sie in Weimar sehen.

Grüßen Sie Ihren Mann recht sehr von mir, in dessen „Torso" ich studiere. Den Empfehlungen für die Großherzogin antworten die Grüße derselben für Sie, denen ich, was mich betrifft, den Ausdruck meiner von lange her wohlbekannten Gesinnungen beifüge.

---

[1]) Dramatische Dichterin und Vorleserin. Ihr Drama „Judas Ischarioth" (1851) ist neuerdings im Zusammenhange mit Paul Heyses „Maria von Magdala" wieder mehrfach erwähnt worden. Das Drama „Der Genius und die Gesellschaft" (Lord Byron) erhielt sich um die Mitte der fünfziger Jahre einige Zeit auf dem Repertoire des Berliner Schauspielhauses. Elise Schmidt führte später ein Einsiedlerleben in Berka bei Weimar und ist dort gestorben.

40.

Weimar, 27. Februar 1857.

Nehmen Sie all meinen Dank für den erhaltenen Beweis meiner Schuldlosigkeit wie die neuen Ihres Talentes[1]). Ich freue mich, letztere kennen zu lernen, welchen Genuß ich wohl für das Land aufsparen möchte, wo es sich im kühlen Schatten unsrer Thüringer Felsen gut ausruht von der Winterarbeit. So knüpft sich zukünftiger Dank an den alten, wie ich den neuen Ausdruck meiner besonderen Hochachtung gern dem alten anreihe.

41.

Weimar, 4. Sept. 1857.

Lassen Sie mich Ihnen recht von Herzen für den Brief danken, der mir soeben Ihren wie Ihres Gatten Anteil an dem herrlichen Feste bringt, dessen mich tiefbewegende Feier meine Seele erfüllt[2]). Sie beide fühlen zu innig selbst die reiche

[1]) Deutsche Lebensbilder. Erzählungen von Fanny Lewald.

[2]) Die Weimarer Septemberfeste des Jahres 1857 waren durch die Feier des hundertjährigen Geburtstags des Großherzogs Carl August veranlaßt. In erster Linie begangen wurden sie durch die Grundsteinlegung des Denkmals Carl Augusts auf dem Fürstenplatz und durch die Enthüllung der Dichterdenkmäler (der Doppelstatue Goethes und Schillers und der Wielandstatue). Zu den Festen hatten alle noch lebenden Nachkommen Goethes, Schillers und Wielands Einladungen

Bedeutung dieser Tage, als daß ich über dieselbe noch Worte verlieren sollte. Ja verlieren, denn verloren ist eigentlich jedes überflüssige Wort, und überflüssig wäre es, wollte ich Ihnen beiden sagen, was mich bewegt, da Sie beide mich kennen. Aber trotzdem wissen Sie doch vielleicht nicht, wie sehr Ihr Brief mich erfreut hat, und deshalb lassen Sie dieses mich aussprechen und Ihnen mit warmem Herzen danken, Ihnen wie Ihrem Gatten.

Ich wünsche Ihnen so viel Gutes als Sie mir, — das ist doch einmal praktisch gewünscht, um so mehr ich dann sicher weiß, daß es Ihnen wie mir recht gut gehen wird.

erhalten, und ganz Deutschland nahm an denselben Anteil. — Am 14. September 1857 schrieb der Großherzog aus Wilhelmsthal für eine auf die Feste bezügliche literarische Zusendung dankend an Stahr: „Wie sehr dieser Dank meinem Herzen entspringt, werden Sie der eigenen Kenntnis meines Charakters, der eigenen Erinnerung der Liebe glauben, mit der ich der großen Vergangenheit Weimars im allgemeinen wie dem Andenken meines Großvaters zugetan bin." Welch eine Tat die Errichtung der Dichterdenkmäler in dem damaligen zersplitterten Deutschland war, mag in der heutigen monumentereichen Zeit daraus entnommen werden, daß zu den Kosten „Weimars Fürstenhaus 6700 Taler, der Kaiser Napoleon und zwei französische Prinzen (mutmaßlich der Graf von Paris und der Herzog von Chartres) 2600 Franks, Mailand 44 Taler, Berlin — einen Taler" beisteuerten. Dr. H. Gerstenberg, Aus Weimars nachklassischer Zeit. Hamburg 1901. S. 46.

42.

Belvedere, 31. Aug. 1858.

Ich bin Ihnen mehrfachen Dank für Ihren Brief von dem 22. d. M. schuldig. Ich fasse ihn, diesen Dank, indessen kurz zusammen, da ich, im Begriff, zu der großen Ausstellung nach München zu reisen, in den antiepistolarischesten Umständen mich befinde. —

Ihr Anteil an dem Gelingen der Jenaer bedeutenden wie bedeutsamen Feste, Ihr Anteil an der Errichtung des Monuments[1]) hat mich wirklich erfreut, weil ich weiß, daß er ein wahrer ist. Wie sehr mich diese Zeit ergriffen, gehoben hat — auch das werden Sie — aus gleichem Grunde — fühlen.

Ich bin durch Ihr Verlangen nach dem Briefe des Majors Beitzke[2]) — der indessen in Jena Doktor geworden — in Verlegenheit gesetzt, denn umsonst habe ich bisher das Papier gesucht wie suchen lassen. Ich sage „bis jetzt" und beweise also, daß ich weiter mich bemühe und andre sich bemühen.

Ich habe sofort nach Mailand dem Bankierhause Mylius, eine halb deutsche, halb italienische

---

[1]) Enthüllung des Denkmals des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen auf dem Marktplatz in Jena in Anknüpfung an die dreihundertjährige Jubelfeier der Gründung der Universität.

[2]) Beitzke, Carl Ludwig, Major a. D., geb. 1798, gest. 1867. Geschichte der deutschen Freiheitskriege (1812-1815). Berlin 1855. Geschichte des Jahres 1815. Berlin 1865.

Familie, schreiben lassen, daß sie für Sie wie für Ihren Gatten Sorge tragen sollten. Ich habe dasselbe tun lassen, indem eine zweite Rekommandation nach Venedig ergangen ist an den Maler Nerly (palazzo Pisani, calle St. Stefano), einen Deutschen[1]. Ich kenne in Genua und Turin niemanden, an den ich Sie rekommandieren könnte. Der Gedanke, daß Sie und Stahr den Boden der ewigen Schönheit wieder betreten, ist mir eine Freude — ach, ich messe sie an meiner ganzen, immer neuen Sehnsucht nach dem Jenseits der Alpen! —

Auf den „Lessing"[2] bin ich sehr gespannt, denn er kann nur dem Autor und dem Gegenstand würdig sein.

Doch nun lassen Sie mich schließen und die besten Wünsche diesen Zeilen beifügen, die Sie kennen an Ihrem ergebenen C. A.

Meine Frau grüßt Sie herzlich.

43.

Weimar, 1. Dezember 1858.

Aus Ihrem Briefe habe ich mit Freuden den Beweis entnommen, daß meine Empfehlungen,

[1] Friedrich Nerly (eigentlich Nehrlich), geb. zu Erfurt 24. Nov. 1807, gest. in Venedig 21. Okt. 1878. Namhafter Maler, insbesondere venetianischer Straßenveduten.

[2] Stahrs Lessing, sein Leben und seine Werke, erschienen Berlin 1859.

teilweise wenigstens, bei Ihrer italienischen Reise von Nutzen, daß meine guten Wünsche für letztere Ihnen glückbringend gewesen sind. So möge die Reise in das Land der Sehnsucht auch in den Folgen glücklich sein — ich wünsche mutig, denn Verwirklichung gehegter Wünsche gibt gewöhnlich Mut.

Ich freue mich Ihres Urteils über meinen Schwager, der das Vertrauen verdient, das man in ihn setzt und das er einflößt[1].

Ihr Urteil über Venedig und Genua wundert mich nicht, wenngleich meine Vorliebe für ersteren Ort mir ihn in nicht so sehr trübem Lichte erscheinen läßt. Ist er ein trauriges Märchen, ist er ein schönes doch und ein einziges in jedem Fall.

Mit Freuden werde ich Sie endlich in Ihrer Häuslichkeit aufsuchen; einstweilen sende ich meine Grüße für Ihren Gatten dorthin voraus, sowie für Sie den Ausdruck alter Ergebenheit.

11.

Ettersburg, 5. Juni 1859.

Es ist nächst dem Trost, welchen uns Gott gewährt, die Teilnahme mitfühlender Herzen dasjenige, welches dem wunden Gemüt am wohlsten tut[2]. Mit dieser Überzeugung lassen Sie mich für

[1] Es waren die erhebenden Tage nach der Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen.

[2] Am 26. Mai 1859 war die Prinzessin Sophie (geb. 29. März 1851), die zweite Tochter des Großherzogs, gestorben.

Ihren gestern empfangenen Brief danken. Das Leben ist ein Kampf, eine Arbeit von jedem Tag; so muß auch diese Prüfung genommen werden, welche uns Gott sendet und der uns auch gewiß beistehen wird und beisteht sie zu bestehen, also richtig zu durchkämpfen. Der Gedanke, daß das geliebte Kind bei ihm geborgen und beschützt ist, bleibt ein Trost mitten in dem Schmerze der Trennung. —

Ich kenne jene Broschüre nicht, will sie aber lesen. Die Beurteilung der Schwere dieser Zeit hängt großenteils von der urteilenden Individualität ab. Der Gedanke, daß das Vaterland entschieden gefördert durch sie wird, ist dennoch tröstlich und aufrichtend, mitten in dem Gewirre.

Danken Sie, bitte, Ihrem Gatten herzlich von mir. Daß ich Sie beide immer nicht sehe, ist ein wahres Verhängnis, namentlich in Berlin, wo ich selten auch nur einen Augenblick für mich habe. Lassen Sie mich hoffen, daß die schönen Thüringer Berge Sie in diesem Sommer zu uns locken.

45.

Den 27. Aug. (Helgoland 1859)[1].

Ich denke, es ist das Richtigste, wenn ich Ihnen persönlich meinen Dank für Ihre und Ihres Gatten

[1]) Von Mitte August bis Anfang September 1859 waren Stahrs gleichzeitig mit dem Großherzog zur Kur in Helgoland. Über diesen Aufenthalt Näheres in Stahrs Briefen an seinen

Teilnahme ausspreche, und persönlich Ihnen anzeige, daß es mir, Gottlob, heute nach einer sehr guten Nacht besser geht. Aber der Doktor will von einem Bade noch nichts hören, und so bleibt mir nur, angesichts des Meeres, die Hoffnung und der Neid übrig. Beide stärken nicht sonderlich. Sie sind zu gütig, sich zu fragen, womit Sie mir helfen könnten. Ich danke Ihnen herzlich dafür und knüpfe daran die Frage, ob Sie mir wohl Ihre Bemerkungen über die „Meereseindrücke“ senden können, die Sie niedergeschrieben und von denen Sie mit mir gesprochen haben. Ihrem Gatten danken Sie indessen, bitte, für den mir gestern gesendeten Aufsatz, den ich ernsthaft zu studieren mich anschicke[1]. Ich werde den Autor zu mir bitten, sobald ich nur ein wenig aus dem verdammten Zirkel von Reiswasser und Sago, Sago und Reiswasser herausgetreten sein werde. Übrigens habe ich so viel Bücher als möglich in diesen Zirkel hineingenommen, so daß meine dünnwandigen Zimmer aussehen wie die Wohnung eines Philosophen. Daß ich letzterer nicht bin, erinnert mich meine Ungeduld fortwährend.

Sohn Alwin bei Ludwig Geiger, Aus Adolph Stahrs Nachlaß, S. 228 ff. Ende August war der Großherzog an einem Ruhranfall erkrankt.

[1]) Es handelt sich um ein vom Großherzog veranlaßtes Memoire Stahrs über die Mittel, Weimar zu einem Mittelpunkt deutscher Kunstbestrebungen auszugestalten. Geiger, a. a. O. S. 231 ff.

46.

28. Aug.

Auf Ihren guten Morgen antworte ich durch einen guten Abend. Ich wollte, ich könnte mich durch das heutige Datum[1] begeistert fühlen, um Ihnen passend für die Inlage zu danken, allein mir geht es mit den an dies Datum sich knüpfenden Erinnerungen wie dem müden Reisenden am Fuß eines herrlichen Berges: er sieht ihn an, die Schwungkraft fehlt jedoch, ihn zu ersteigen. — Indessen wird die Dankbarkeit nie die entbehren, durch die sie Ausdruck gewinnt. So lassen Sie sich danken für Ihre Blätter, die vielen Reiz mit einer wunderlichen Aufgabe verbinden, der Sie sich unterzogen. — Ihrem Gatten danke ich im voraus schriftlich für seinen Aufsatz, den ich mit großem Interesse gelesen habe. Er ist eine bedeutungsreiche Arbeit.

Sei Ihnen der Abend glücklich wie er mir, dem Gefangenen, schön zu sein scheint.

47.

1. Sept.

Ich danke Ihnen, ich danke Prof. Stahr für die mir übersendeten Blätter. Ich nehme dankbar Ihren Vorschlag für morgen an und gestehe Ihnen offen, daß ich eigentlich die Absicht hatte, auch

[1] Goethes Geburtstag.

heute an Ihre Tür abends zu klopfen. Darf ich dies tun? oder belästige ich Sie? Sagen Sie es mir offen eben wie ich Ihnen die Frage getan.

48.

Weimar, 5. Febr. 1860.

Für herzliche gute Wünsche dankt man immer gern — sollte es wenigstens — sie kommen nun, wann sie wollen. Weshalb diese an einen besonderen Tag zu binden seien, habe ich nie begriffen, ebensowenig wie man das Recht hat, von jemanden das Tun oder Unterlassen mancher Dinge zu verlangen, weil er so und so viel Jahre zählt. Alter und Jugend sind relative Wahrheiten, und konventionelle Herzlichkeitszeiten haben für mich nur einen Wert der Konvention. So danke ich Ihnen herzlich für Ihre immer willkommenen Wünsche, Ihnen wie Ihrem Manne.

Ihre Bemerkung über die Ungerechtigkeit rücksichtlich der Schriftstellerinnen ist eine merkwürdige Sache; sie verdient also be- und gemerkt zu werden; man muß sich dieselbe überlegen, um etwas Gutes und Schönes mit Gottes Hilfe heraus zu entwickeln, wenngleich dieses langsamer gehen wird, als es hoffentlich mit Ihrer neuen Einrichtung in der Matthäikirchstraße der Fall sein wird. Ich beklage Sie in dem Greuel dieser Übergangsperiode zu wissen — die Absicht, das zu Schaffende möglichst harmonisch zu bewerkstelligen, wird Ihnen dabei helfen.

Ich freue mich der guten Folgen des Bades; ich kann ein Gleiches bei mir rühmen: indem jene Zeit auf der Insel meiner Seele in jedem Falle wieder Ruhe und Sammlung gab. Meinem Körper habe ich nach der Rückkehr viel Arbeit zumuten müssen, meinem Geist nicht weniger und nicht immer in richtigem Verhältnis, so daß ich oft nervenerregt war; aber allmählich gleicht sich, Gott sei Dank, das wieder aus, und an Vollendetes reihe ich gern Neuzuvollendendes an.

Die Großherzogin beauftragt mich, Ihnen zu danken.

49.

Eisenach im Herbst 1860.

Glauben Sie, bitte, der Herzlichkeit meines leider verspäteten Dankes für Ihren gütigen Brief von dem 7. September. Diesen Dank wünsche ich Ihnen besonders durch die Versicherung der Freude auszudrücken, welche Sie mir durch Ihr Urteil über die Wartburg, über Weimar machten. Was man liebend pflegt und pflegend liebt, von andern verstanden und geliebt zu sehen, ist immer ein Glück. Dieses empfindend und mit der Bitte, Professor Stahr von mir zu grüßen, verbleibe ich

Ihr ergebener C. A.

50.

Abtei Heinrichau, 10 Okt. 1863.

Ihr Brief aus Bonn von dem 23. September suchte mich in Weimar und erreichte mich erst vor

wenigen Tagen hier, tief in Schlesien, hinter diesen alten Zisterzienser-Mauern. Eine Freude wird es mir sein, Ihren wie Ihres Gatten Wunsch zu erfüllen, wenn dies mir möglich sein wird[1]); diese Möglichkeit zu erreichen, habe ich bereits die nötigen Schritte getan, der Erfolg hängt indessen nicht bloß von mir ab, da z. B. bei jeder Besetzung diplomatischer, also auch Konsularstellen die Verständigung mit der Regierung, bei welcher die betreffende Persönlichkeit zu akkreditieren ist, vorauszugehen hat. Mir persönlich, als für die Interessen des Landes verantwortlich, ist übrigens ein Konsulat in Lille erwünscht und die Persönlichkeit Ihres Stiefsohnes nach allem, was Sie sagen, willkommen.

Gegen die Meinung, daß ich Sie vergessen, protestiere ich ebenso entschieden als gegen die Logik des Satzes, daß ich Sie vergessen, weil ich in Berlin Sie nicht besucht habe. Ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich nirgend weniger unabhängig bin als in Berlin; ich wiederhole es jetzt; es war jeder Aufenthalt in jener Stadt für mich seit zehn Jahren ein immer anstrengenderer als der vorhergegangene. So blieb mir nur übrig, mich auf meine nächsten Pflichten zu beschränken.

Sobald ich kann, werde ich in der Angelegenheit Ihres Stiefsohnes Ihnen Nachricht geben oder geben lassen. Einstweilen bitte ich Ihren Mann

[1]) Es handelte sich um die Errichtung eines Großherzogl. Sächsischen Konsulates in Lille, wo Stahrs ältester Sohn als Kaufmann etabliert war.

von mir zu grüßen und sich so zu pflegen, daß keine Besorgnis für Ihre Gesundheit sich wiederhole.

51.

Wartburg, 26. Okt. 1863.

Herzlich hat mich Ihr eben erhaltener Brief, hat mich Ihre Zusendung[1] erfreut, und mit dem diesem Gefühl entsprechenden Ausdruck lassen Sie denn mich Ihnen danken. Gerade dieses Werk zu lesen, habe ich oft vorgehabt, es von Ihnen zu erhalten oft gewünscht; urteilen Sie nun, ob die Sendung willkommen.

Ich freue mich Ihres Urteils über meinen Großvater; es ist dies ein richtiges Urteil. Manches, von beiden Seiten, mußte allerdings[2] zurückbehalten werden, doch dies schwächt nicht den die Hauptpersonen charakterisierenden Eindruck.

Noch weiß ich nichts Neues in der Angelegenheit des Konsulats, denn daß ich in ihr tätig bin, ist nichts Neues.

Ich danke Ihnen für Ihre guten Wünsche. Es gibt Zeiten, wo man deren mehr braucht als in andern, und dies ist eine solche.

---

[1] Fanny Lewald-Stahr, Meine Lebensgeschichte. 1861—1863.

[2] Bei der Herausgabe von Briefen des Großherzogs.

52.

Weimar, 13. Febr. 1864.

Im Augenblick, wo ich Ihnen schreiben wollte, die Übersendung durch einige Worte zu begleiten, erhalte ich Ihre Zeilen vom 12. d. M. So vereinige sich denn meinen Dank für dieselben mit der Erfüllung Ihres Wunsches, dessen Verwirklichung ich mich ebenso freue als ich bedauerte, sie nicht früher zu sehen. Die von dem Staate abhängigen gesetzlichen Formalitäten, in welchem der nunmehrige Konsul in Lille residiert, sind indes erst vor wenig Tagen beendigt worden und mußten abgewartet werden. Da ich mir denke, daß es Ihnen Freude machen wird, die Ernennung selbst zu übersenden, lege ich das Dekret zu diesem Behuf in Ihre Hände.

An Ihrer „Lebensgeschichte" lese ich mit immer neuer, ja zunehmender Freude und möchte durch diese Versicherung meinen aufrichtigen Dank für jenes Geschenk wiederholen.

Sehr seltsam ist es, daß Sie gerade in dem Augenblick mir den Beweis Ihrer Vorliebe für Goethe und seines wohltuenden Einflusses auf Ihre Seele entgegenbringen, wo ich — fast möchte ich sagen: mehr als je — ganz gleichem Eindruck mich hingegeben fühle. Dieselbe Ursache, der furchtbare Ernst dieser Zeit, ist das Geheimnis der Gleichheit dieser Ansicht wohl zunächst; doch es kann

nur Wurzel auf dem Bewußtsein fassen, daß Goethe durch das große Beispiel seiner Selbsterziehung einen magischen Einfluß auf alle Seelen äußern muß, die streben, den Zweck des Lebens siegreich aus dem Leben davonzutragen.

Von dem Leben der Jetztzeit scheint jener Roman, dessen Sie Erwähnung tun, ein merkwürdiges Kennzeichen zu sein[1]. Ihn kennen zu lernen, war meine Absicht.

Recht herzlich wünsche ich, daß Ihre Gesundheit sich vollkommen herstelle; grüßen Sie, bitte, Ihren Gatten von mir und empfangen Sie den wiederholten Ausdruck meiner besonderen Hochachtung.

53.

Ohne Datum.
(Weimar, Anfang Mai 1864)[2].

In diesem Augenblicke erhalte ich Ihre Zeilen, deren Inhalt mich in doppelter Hinsicht bekümmert.

---

[1] Es handelte sich um einen französischen Roman von einem ungenannten Verfasser Le maudit, gegen Papsttum und Jesuitismus gerichtet.

[2] Stahrs waren während der Versammlung der Shakespeare-Gesellschaft einige Tage in Weimar gewesen und kehrten am 3. Mai nach Berlin zurück. In Anlaß dieser Versammlung und zur Feier von Shakespeares dreihundertjährigem Geburtstage fand unter Dingelstedts Leitung die damals viel besprochene Aufführung der Shakespeareschen Königsdramen statt. Im übrigen schreibt Stahr: „Das Leben

Denn an die Nachricht von der Erkrankung Ihres Gatten reiht sich die Kunde Ihrer morgenden Abreise. Ob sich Abreise und Erkrankung indessen vertragen, bitte ich (wenn auch nicht ohne Egoismus von meiner Seite) recht ernstlich zu überlegen. Desgleichen bitte ich mir zu sagen, was Sie unter *früher* Abreise verstehen? Meinten Sie die Mittagszeit, so hätte ich noch Hoffnung, Sie zu sehen.

54.

Weimar, 15. Mai 1864.

Eben von der Wartburg zurückkehrend, fand ich Ihren Brief von dem 13. d. M., fand ich das denselben begleitende Paket vor. Für beides spreche ich Ihnen all meinen Dank aus. Auf meinen jetzt bereits sonndurchglühten Felsen habe ich mit steigender Befriedigung in Ihren Memoiren gelesen, und passend fügen sich dieselben zwischen unsre mündliche Unterhaltung und den Brief, der vor mir liegt. Passend wird sich auch — dessen bin ich gewiß — für die Großherzogin die Sendung[1]) dem bedeutsamen Thema anfügen, das Sie beide zu-

in Weimar ist unerträglich. Alles ist verzankt, verhetzt, verfeindet, keiner erkennt den andern an, überall Medisance und schlimmer Klatsch, und nur der Großherzog hat liebevolles Eingehen und Freundlichkeit des Herzens." L. Geiger, Aus Adolph Stahrs Nachlaß, S. 281.

[1]) Der „Osterbriefe" von Fanny Lewald Stahr, die Ansichten der Verfasserin über die Frauenfrage behandelnd.

sammen verhandelt. Ich setze dieses, wenigstens den Teil, der sich auf die Berechtigung der Frauen bezieht, nun fort, indem ich nunmehr auf das Kapitel übergehe, von welchem Sie sagen: Sie wünschten diese Frage zwischen uns beiden zu erörtern. Von vornherein muß ich nun sofort erklären, daß das Nichteinladen[1]) mit Ihrem Wert als Schriftstellerin durchaus gar nichts zu tun hat, zu tun haben kann. Ihr Talent ist so unbestreitbar als unbestritten — ich brauche dieses weder zu erörtern noch zu beweisen, ich brauche auch nicht zu versichern, daß Weimar nicht der letzte Ort ist, wo man dies fühlte und fühlt —, dies versteht sich alles von selbst, am sichersten zwischen Ihnen und mir. Die Nichteinladung war vielmehr die hauptsächliche Folge, daß wir nur die Koryphäen Shakespeares ins Auge zu fassen hatten, auf diese Grenze also uns zu beschränken genötigt waren. Daß aber Sie von meiner Frau den Kunstschätzen zugeführt wurden, die in ihrem Besitz sind, war doch ebenso natürlich als richtig, denn man zeigt doch gern das Beste, was man zu besitzen meint, dem, den man ehren will.

Mit großer Spannung sehe ich den Blättern entgegen, die Ihr Gatte dem Publikum, Ihre Güte

---

[1]) Zu einer Hoffestlichkeit anläßlich der Shakespeare-Feier (24. April 1864). Hierüber auch L. Geiger, Aus Adolph Stahrs Nachlaß, S. 280.

mir verspricht[1]. Ich kenne fast keine männliche Feder, die jetzt nach meinem Gefühl von Schönheit entsprechender schriebe als er. Nie werde ich vergessen, was z. B. sein „Jahr in Italien" mir war und ist. Ich sah ihn daher neulich mit großer Sorge so leidend reisen. Meine besten Wünsche sende ich ihm für sein Wohlbefinden und Ihnen für das alles, was Sie im Bereich des Edlen und Schönen so innig erstreben.

Hier ist denn auch mein Bild. Ich finde es schlecht, habe aber kein besseres; werde ich indessen eines erhalten, stellt es Ihnen zu Gebot

Ihr dankbarer C. A.

55.

Weimar, 13. Dez. 1864.

Zunächst und vor allem empfangen Sie die Korrespondenz meines Großvaters mit Goethe[2] — ich sage „zunächst", denn die Erfüllung eines gegebenen Wortes muß „vor allem" stattfinden.

Dann lassen Sie mich Ihnen gestehen, daß ich Ihren Roman[3] noch nicht gelesen habe, weil hierzu

[1] Die Shakespeare-Feier in Weimar 1864. Sechs Briefe an Dr. Friedrich Zabel in Berlin. — Auch als Anhang abgedruckt in Adolph Stahr, Aus dem alten Weimar. Berlin 1875. S. 196—254.

[2] Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe 1776—1828. Leipzig 1863.

[3] „Von Geschlecht zu Geschlecht", zunächst im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" erschienen.

Ruhe gehört. Wenn ich aber dieselbe seit Ostende[1]) hatte, mußte sie der Arbeit gehören. Ich hoffe und glaube aber, daß ich nun — um mit Goethe zu reden — „dieses Gute mir gönnen kann“.

Dingelstedt hat mir noch nichts von Ihrem Stück[2]) gesagt; sehr aber billige ich seinen deshalb bei Ihnen getanen Schritt, und mit gespanntem Interesse erwarte ich den Zeitpunkt es kennen zu lernen.

Sie noch leidend zu wissen, beunruhigt mich, denn es widerspricht sozusagen, Ihrer ganzen Natur. Möge es Ihnen bald wieder so gehen, daß Sie sich Ihrer selbst wieder erfreuen können. Dies wünsche ich Ihnen ebenso aufrichtig, als ich Ihnen in dem Urteil recht gebe, das Sie am Schluß Ihres Briefes fällen.

56.

Wartburg, 22. Mai 1865.

Zeilen Ihrer Hand bedurfte und bedarf es nicht erst, in mir Ihr Andenken frisch zu erhalten. Den Beweis kann ich durch die Tat führen: ich legte soeben den zweiten Band Ihres Romans beiseite, um Ihren Brief von dem 18. zu erbrechen. —

[1]) In Ostende hatte der Großherzog in den Monaten August und September die Kur gebraucht und war dort einige Zeit mit dem Ehepaar Lewald-Stahr zusammengewesen.

[2] Es handelt sich um die Bearbeitung eines italienischen Dramas des Paolo Ferrari, den Stahrs in Mailand kennen gelernt hatten, für die deutsche Bühne.

Daß ich jetzt erst in dem zweiten Band bin, werden Sie mir nicht übelnehmen, denn ich will Ihr Werk durchlesen, nicht überlesen. Dieses selbst aber, Ihr Werk, fesselt und beschäftigt mich so sehr, daß ich nur Schritt für Schritt gehen kann, gehen will. Bis jetzt sagt es mir nur Wahres und zwar auf eine Art, daß es mir vorkommen könnte, als hörte ich wechselsweise bald einen Arzt, bald einen Beichtvater sprechen.

An diese Eindrücke reihen sich seltsam passend die, von welchen Ihr Brief mir der Überbringer ist. Ihres Anteils an so manchem Kummer, den die letztverflossene Zeit für mich gehabt, denke ich noch aufrichtig; sehr richtig fassen Sie ihn, diesen Kummer, in den drei Ereignissen zusammen, die von Ihnen berührt werden. Vor wenig Stunden erst trennte ich mich von dem schwergeprüften Elternpaar [1]) und schreibe diese Zeilen noch tiefbewegt von dem Empfundenen, hoch oben auf meiner Terrasse, während fernhin Gewitter über das weite Land hinziehen und Blitze zucken über Gipfel und Tiefen, — ein Bild des Lebens! — Das Geschick Gutzkows [2]) hat etwas furchtbar Tragisches; Sie

[1]) Dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland. Bezieht sich auf den am 12. April 1865 in Nizza erfolgten Tod des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland.

[2]) Gutzkow hatte von 1861—1864 in Weimar gelebt als Sekretär der Schiller-Stiftung. Er machte 1865 einen Selbstmordversuch, der aber nicht tödlich verlief, und verbrachte dann längere Zeit in einer Nervenheilanstalt. Gest. 16. Dezember 1878.

werden sich meine Empfindung denken können! Vielleicht werden Sie dies nicht richtig vermögen bezüglich des Abbés[1]. Als Dichterin haben Sie vollkommen recht — vielleicht wenigstens —, den Lebensabschluß in Rom passend, daher schön zu finden; ich sage es selbst, weil ich wenigstens den dichterischen Sinn tief empfinde und weiß, was Rom empfinden läßt, aber dieses alles übertönt weit die Klage um einen Abschluß eines solchen Wirkens, was an so bedeutend Geleistetes so viel Versprechendes zu binden versprach und auch binden konnte! Daß Sie und Professor Stahr, den ich herzlich grüße, dorthin, nach Rom, sich begeben wollen, freut mich sehr, denn es ist ein Glück für Sie beide; ich freue mich dessen wie an der Schilderung des Familienglückes, die Sie mir entwerfen. Gott erhalte es Ihnen beiden. — Von Gf. Kalkreuth[2] habe ich, Gottlob, befriedigende Nachrichten, doch wird er noch langer Schonung bedürfen. Der Ägyptiolog[3] soll mir bestens empfohlen sein.

Ein Gewitterhauch zieht über das Blatt und droht es mir zu entführen, lassen Sie mich eilend es Ihnen senden in alter Erinnerung.

---

[1] Liszt, seit 1861 in Rom, empfing hier in diesem Jahre (1865) die kirchlichen Weihen als Weltgeistlicher.

[2] Direktor der vom Großherzog in Weimar errichteten Kunstschule.

[3] Dr. Georg Ebers, damals in Jena habilitiert.

57.

Weimar, 23. Dez. 1866.

Sehr aufrichtig danke ich Ihnen für Ihren Brief aus Rom, datiert vom 23. v. M. Ihr Aufenthalt daselbst war mir ebenso unbekannt wie die Krankheit Ihres Gatten, so daß ich jetzt, wo ich beides zugleich erfahre, dreifach Ihnen beiden Glück wünschen kann, einmal daß Ihr Gatte genesen, sodann daß Sie die Angst um ihn durchkämpft haben, endlich daß Sie beide in Rom sich befinden. Immer betrachte ich es als ein besonderes Glück, wenn eine strebsame Seele sich in der Umgebung entfalten kann, welche auf sie von förderndem und zugleich von wohltuendem Einfluß ist. Sie nun genießen jetzt beide dies Glück, möge es denn Ihnen reich und ungetrübt blühen. Sie wünschen mir dort zu begegnen und verpflichten mich durch diese Liebenswürdigkeit zu derjenigen besonderen Erkenntlichkeit, die man da zollt, und zwar so gern, wo und weil man sich verstanden fühlt. Wie so gern folgte ich Ihrem Wunsch; jedoch wer regiert, dient. In dieser gewaltigen Zeit fühlt sich die Wahrheit dieses Axioms aber mehr als je, und so kann mein Geist allein Ihren Bitten folgen. Auch Sie indes sehen ein Blatt — und nicht das unbedeutendste der Weltgeschichte — vor Ihren Augen dort, in der ewigen Stadt, sich wenden [1]). Diese aber, die ewige

[1]) Die Krisis in der römischen Frage, welche durch die Räumung Roms durch die Franzosen und den Freischarenzug Garibaldis gegen Rom herbeigeführt wurde.

Roma, und vielleicht noch mehr ihre passendste aller Umgebungen, die gräberdurchzogene, schweigsame Campagna, hat so Ungeheures erlebt, daß sie, an das Außerordentlichste gewöhnt, vom Leben ermüdet, wie das höchste Greisenalter von nichts mehr erschüttert werden kann. So geben Sie denn nur meinen eignen Gefühlen Worte, wenn Sie den Blick hinab vom Pincio schildern, wie Ihre Feder es nur kann, und hiemit das lebhafte Bild beenden, was Sie von den jetzigen römischen Zuständen entwerfen. Ich bin sehr gespannt, welches die Folgen derselben sein werden, und begrüße ahnend in diesen eine neue und bessere Zeit.

Mit großem Interesse auch las ich, was Sie über Liszt mir schreiben, dessen Abwesenheit von hier mir ein fortwährender und immer neuer Kummer ist. Sagen Sie es ihm nur; mir aber sagen Sie, ob er in dem Hafen vor Anker liegt, wo man sein Schiff verläßt, oder in dem, wo man zu neuer Fahrt es ausbessert. Bringe Ihre geübte Feder mir bald Worte der Erinnerung und Schilderung aus Rom — mit Sehen, Hören, Lernen wird man dort nie fertig.

58.

Weimar, 15. Februar 1867.

Die Nachricht der Herstellung Ihres Gatten, die Sie mir selbst durch Ihre Zeilen vom 6. d. M. bringen, ist mir deshalb eine doppelt willkommene,

welches Ihnen dankend auszusprechen ich mich beeile. Sagen Sie Prof. Stahr, wie ich mich freute, daß Gott Ihnen beiden hinweggeholfen hätte über die schwere Krankheit und das Glück Sie beide genießen ließe, unter den sympathischen und wundersam wirkenden Eindrücken Roms die Wiederkehr der Lebenskraft zu empfinden.

Daß neben diesem ewigen Zauber dortiger Eindrücke die ewige Krankheit dortiger Mißstände Ihren Geist umschleicht, wundert uns beide nicht, da wir eben Rom kennen. Daß dort viel Boden ist, der in moralischer wie physischer Hinsicht zu bessern sei, ist auch mir Gewißheit; für die Menschheit müssen wir diese Besserung auch wünschen, für die Kunst schwerlich, weil ein zerfallenes Haus malerischer ist als meist ein wohl und fest gebautes. So ist die Campagna in ihrer Einsamkeit, die so stolz die Ewige umgibt, als sagte sie, die Campagna: „so Großes und vieles habe ich erlebt, daß ich nichts mehr würdig finde, von mir erlebt zu werden," die schönste, weil passendste Umgebung für Rom, die ich auf dem Erdenrund für eine Stadt kenne. Wie nun die Zukunft dieser letzteren, die Zukunft Roms, sich gestalten werde, wer kann es voraussagen?! Die Frage ist ja doch eine doppelte, eine moralische und eine politische für die katholische Welt. Vor allem sollte man sie sich selbst überlassen, denn sie scheint mir eine von denen, die durch sich selbst am besten Lösung finden dürften.

Ganz richtig hat man Ihnen den Herzog von Sermoneta[1]) als den geistreichsten Mann der römischen Gesellschaft genannt. Man hätte Ihnen auch ihn als den bedeutendsten — neben dem Kardinal Antonelli — bezeichnen sollen. Eng befreundet mit ihm seit Jahren und in fortwährendem Verkehr kenne ich den Herzog sehr genau und liebe und schätze ihn innig. Umsonst aber würde ich für irgend jemanden bei ihm um den Schlüssel seiner Wohnung bitten, denn seitdem Blindheit das vielgeprüfte Leben des Herzogs fast zum Märtyrertum steigerte, ist er vollkommen unzugänglich für die Außenwelt geworden. Der Prinz von Teano, sein Sohn, dessen geheimnisvolle Locke[2]) ich seit seiner frühen Kindheit kenne, ist für Musik begeistert, seine Schwester Donna Ersilia Gräfin Lovatelli sehr begabt und sorgfältig gebildet. Sollten Sie diesen beiden begegnen, so geben Sie ihnen meinen Freundesgruß.

Ihre Äußerungen über Liszt sind mir sehr merkwürdig und verbunden mit andern, die mir

[1]) Michelangelo Caëtani, Herzog von Sermoneta (geb. 1804, gest. 1882), ausgezeichneter Dante-Forscher, 1848 Polizeiminister Pius' IX. Seit 1865 erblindet. — Seine Tochter Ersilia (geb. 1840), verwitwete Gräfin Caëtani-Lovatelli, hat sich als Schriftstellerin auf archäologischem Gebiete einen Namen gemacht. Ihr Briefwechsel mit Ferdinand Gregorovius ist von E. Münz, Berlin 1896, herausgegeben.

[2]) Ein Büschel weißen Stirnhaars über schwarzem Hauptthaar.

erst kürzlich ein langjähriger Bewohner Roms brachte, lüften sie mir den Schleier etwas. Sie schrieben mir einmal: „das Leben sei so wunderbar, daß man gar nichts zu erfinden, sondern nur zu zeigen habe, wie es sei," und Sie haben recht — dies Leben, Lißzts Leben, ist ein Beweis hiervon.

Ihr „Von Geschlecht zu Geschlecht" ist denn, jenem Grundsatz gemäß, von Anfang bis zu Ende, eine schöne Form für diese Wahrheit. Sie sind in diesem Werk sich gleich geblieben vom ersten bis zum letzten Federzug; vollkommene Natürlichkeit ist die glückliche Färbung in Darstellung wie in Entwicklung, und der beste Stil ehrt Ihre Feder. Dies mein Urteil.

Sehr interessiert haben mich Ihre Nachrichten über Storys [1]) Tätigkeit. Würde er sich wohl verstehen, mir Photographien seiner Werke zu senden? Es ist seine Tendenz eine kühne, sie ist eine berechtigte in jedem Fall, sie wird eine siegreiche, wenn er nicht über das Realistische das Ideal vergißt.

„Agrippina" [2]) las ich noch nicht, weil ich überhaupt mich fürchte, vielerlei zu lesen, eben weil ich gern viel lese. Doch werde ich trachten, Stahrs Werk einzuschalten in den sorgfältig gehegten Kreis meiner geistigen Nahrungsquellen.

---

[1]) W. W. Story (geb. 1819), in Rom lebend, amerikanischer Bildhauer und Schriftsteller.

[2] Adolph Stahr, Bilder aus dem Altertum. Bd. IV. Agrippina, die Mutter Neros.

Doch eine entschwindet mir für diesen Brief — die Zeit. Lassen Sie mich noch den Rest derselben benutzen, Ihnen Glück und freudige Tätigkeit wünschend.

59.

Weimar, 16. April 1867.

Sie sind in vollkommenem Irrtum begriffen, meine gütige Korrespondentin, wenn Sie meinen — wie dies in Ihrem Brief vom 5. d. M. zu lesen ist —, daß ich „Sie schelten solle, wenn mir der Brief zu lang vorkäme". Ich möchte Sie ob dieses Wortes schelten, weil mir — das wissen Sie längst — Ihr Geist wie seine Ausdrucksweise eine sehr willkommene ist. Entnehmen Sie also mein Urteil über jenen Brief, entnehmen Sie meinen Dank für denselben. Er ist ein herzlicher nicht nur für jenen Brief überhaupt, er ist es im besonderen für Ihre große Güte, meine vielleicht Sie sehr belästigenden Bitten wegen der Storyschen Photographien so sehr, so bald, in so ausgedehntem Maße besorgt zu haben. Ich erwarte nunmehr die fliegenden Beweise dieses großen transatlantischen Talentes mit Ungeduld, und werde Ihnen, wenn Sie mir gestatten, jenes Albumblatt für den Bildhauer zustellen, sobald ich seine Photographien erhalten. Jene Kleopatra, das einzige, was ich von ihm kenne, ist mir immer im Geist geblieben als etwas eigentümlich Geistvolles und unabhängig Be=

deutendes. Diese Schöpferkraft aber weiter kennen zu lernen, muß mir also wertvoll sein. Ihre eingehenden Bemerkungen erhöhen diesen Wert, denn Sie verbinden Ihr Urteil mit den Werken. An jenes fügt sich nun wohltuend Ihre Schilderung des glücklich behaglichen und tätigen Zustandes der Familie des Künstlers und seiner selbst, und sehr recht haben Sie, daß Sie sich freuen, „daß so etwas möglich sei". Der ewig wiederkehrende Eindruck des Gegenteils — in Deutschland besonders —, und wie kenne ich das Gegenteil durch eigene Wahrnehmungen — ist der dunkle Hintergrund, auf dem Ihr Urteil sich abhebt.

Ich bedauere sehr, daß Unwohlsein Sie beide in Italien fesseln wird, Ihren Gatten durch eigenes Leiden, Sie durch seine Pflege — aber auch nur deshalb, außerdem preise ich Sie beide glücklich. Mögen Sie beide das Glück genießen in vollen Zügen und in Tätigkeit, ohne diese kann ich mir kein Glück überhaupt denken. Daß diese Tätigkeit eine möglichst harmonische werde, dafür wird der Sinn beider Gatten sorgen, und so sehe ich nur Vorteil für beide, wo die Ursache bedauerlich bleibt.

Ich wiederhole es, die Gesellschaft des Herzogs von Sermoneta wird Ihnen beiden einen doppelten Genuß gerade hierbei geben — ich meine bei einem längeren Aufenthalte, weil man durch öfteren längeren Verkehr mit diesem außerordentlichen Manne erst die Tiefe seines Geistes erkennt und

die eigentümliche Schwungkraft desselben genießt. Grüßen Sie ihn, bitte, von mir und fragen ihn, weshalb meine bisher letzten Briefe an ihn und Donna Ersilia Lovatelli, seine Tochter, bisher unbeantwortet geblieben sind.

Ich möchte das Ausgießen der Inschrift auf Goethes Grab[1] selbst besorgen lassen. Vielleicht sind Sie so gütig, Fräulein von Eichel[2] in meinem Namen zu bitten, dieses für meine Rechnung zu besorgen. Ich bin öfter in Verkehr mit ihr, und so fügt sich das neue Geschäft an manche frühere.

Ihre Meinung über das Papsttum teile ich vollkommen, ich würde es auch, wäre ich ein Katholik. Mir scheint die Frage der nötigen Unabhängigkeit des kirchlichen Oberhauptes nämlich nicht von einer staatlichen Unabhängigkeit zu dependieren, denn vor dieser war er jahrhundertelang dennoch Oberhaupt. Daß aber in seinen Staaten solche Zustände möglich sind, noch sind, wie Sie sie schildern, ist der Hauptkrebsschaden der ganzen Frage selbst, deren Existenz nicht durch sich selbst, sondern vielmehr durch die Negationen der andren Kabinette erhalten wird.

Ich werde abgerufen und schließe eiligst mit den herzlichsten Grüßen meiner Frau und dem Ausdruck meiner Ergebenheit.

[1] Auf dem Grabe August von Goethes auf dem protestantischen Friedhof bei der Pyramide des Cestius in Rom.

[2] Fräulein von Gerstenberg, die mit einer Frau von Eichel in Rom war.

60.

Belvedere, Oktober 1867.

Ihnen meinen besten Dank für Ihre Zeilen von dem 23. v. M. zu senden, ist eine meiner ersten Beschäftigungen, seitdem wir aus den thüringischen Bergen hierher zurückgekehrt sind. Mit meinem Dank sende ich auch den Ausdruck meiner Freude, daß die Gesundheit Ihres Gatten sich befestigt, gestärkt hat, nachdem dieselbe mir manche Sorge bereitete. Der Plan, den Winter am Genfer See zuzubringen, verscheucht dieselbe nicht ganz, denn ein Aufenthalt in solch einer Jahreszeit zu Rom wäre entschieden wohltuender für den Geist in jedem Fall und für den Körper wahrscheinlich, da dieser nicht dem schädlichen Einfluß der feuchten Nebel, die am See herrschen, ausgesetzt wäre.

den 21.

Der Brief ist durch die tausend Pflichten und Notwendigkeiten unterbrochen worden, welche bei Gelegenheit des Festes unsrer silbernen Hochzeit[1]) gebieterisch an mich herantraten. Nun ist es die Dankbarkeit, welche mich die Feder zunächst wieder ergreifen läßt, denn ich habe indes Ihren Brief von dem 5. erhalten. Dies erklärt meine, unsre Erkenntlichkeit, denn meine Frau verbindet sich mit

[1]) 8. Oktober 1867.

mir, Ihnen beiden unsern aufrichtigen Dank für Ihre Glückwünsche auszusprechen. Nächst dem tief-inneren zu Gott ist es der Dank für so viele Beweise der Liebe und Anhänglichkeit nahe wie fernstehender Personen, welcher uns bewegt, und der dieses Fest für uns, und ich denke alle, die daran teilnahmen, so schön und bedeutungsvoll gemacht hat. Endlich erziehen uns alle diese erfreulichen Eindrücke zur frohen Zuversicht, tätig fortzufahren auf dem einmal betretenen Weg öffentlicher Wirksamkeit.

Ihren früheren Brief noch einmal öffnend, begegne ich zunächst dem Eindruck, den Garibaldi Ihnen gemacht hat[1]. Er entspricht dem Bilde, das ich mir aus allen Urteilen gebildet habe und das in der Hauptsache immer da hinausläuft, daß er ein durchaus integrer Charakter ist. Sodann bemerke ich das besondere Interesse, mit welchem Sie der Entwicklung der Dinge in Italien folgen, und gewiß mit Recht, denn — nunmehr auch in religiöser Beziehung — gehört sie mit zu den merkwürdigsten Ereignissen der Geschichte. Die Tragweite dieser Ereignisse ist unberechenbar. Ferner begegne ich dem Namen Storys, dem ich glaubte

[1] Die Briefschreiberin hatte während des Aufenthaltes am Genfer See (in Glion über Montreux) Garibaldi, der anläßlich des Friedenskongresses in Genf in der Schweiz war, im Hotel Byron in Chillon persönlich kennen gelernt. Emphatische Schilderung dieser Begegnung in einem Briefe Stahrs an seinen Sohn Alwin bei L. Geiger, Aus Adolph Stahrs Nachlaß, S. 294 ff.

schon gedankt zu haben. Indessen, um nicht irre zu gehen, bitte ich Sie um die Güte, mich bei ihm zu vertreten, wenngleich ich sofort an ihn mich richten will und ihm bei dieser Gelegenheit meine Handschrift sende. — Endlich treffe ich auf Ihren Wunsch, meine Photographie zu besitzen, worauf die Antwort beiliegt; sie ist — sagt man — die beste, in jedem Fall ist sie die neueste.

Zu dem Fund des Lessingschen Bildes gratuliere ich sehr[1]); für die so herzlichen und erfrischenden Worte, die ich für mich und mein Wirken in Ihrem neuesten Briefe finde, noch meinen besonderen, aufrichtigen und freudigen Dank.

61.

Koblenz, 17. Nov. 1867.

Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihren Brief wie für das Werk[2]), das beides mich vor meiner Abreise hierher erreichte. Längst wissen Sie, daß Sie mich zu den wahren Verehrern Ihres großen Talentes rechnen müssen; somit besitzen Sie das richtige Maß meiner Erkenntlichkeit, um so mehr Sie außerdem mich kennen.

Ergriffen haben mich Ihre Mitteilungen rücksichtlich des neuen Abschnittes, des italienischen,

[1]) Man hatte bei einem Trödler in Rom ein bis dahin unbekanntes Originalporträt Lessings gefunden und erworben.

[2]) Eine illustrierte westpreußische Dorfgeschichte von Fanny Lewald.

der welthistorischen Epoche, die wir durchleben. Einen Abschnitt nenne ich jene Episode, die jetzt eben bei Tivoli geendet[1], nicht aber einen Abschluß, denn unaufhaltsam weiter zieht der mächtige Strom der Zeit, und neu sieht man bereits den Phönix der römischen Frage aus dem Pulverdampfe erstehen. Hätten Sie die revue des deux mondes vom 1. Nov. d. J. noch nicht gesehen, so empfehle ich aus derselben die revue de la quinzaine zunächst, den ersten Artikel, betitelt: L'Allemagne depuis la guerre de 1866 sodann, als die wichtigsten, gelungensten, daher bedeutendsten Beleuchtungen der Vergangenheit wie Gegenwart. Diese Größe in dieser Zeit hilft gewaltig über vieles Kleinliche und Mühsame derselben hinweg und läßt an eine glückbringende wie glückerhaltende Zukunft glauben. Gott möge sie geben[2]!

[1] Am 3. November 1867 war Garibaldi von den päpstlichen und französischen Truppen bei Mentana geschlagen und hierauf von der italienischen Regierung verhaftet worden.

[2] Am 27. November 1867 schreibt Stahr an seinen Sohn Alwin aus Montreux: „In demselben Brief empfahl der Großherzog Fanny und mir über die Entwicklung der deutschen Dinge sowie über die italienische Tragödie v o r der Katastrophe von Mentana zwei Aufsätze in der Revue des deux Mondes (vom 1. November 1867, p. 1—47 u. p. 203—262), der erstere von Em. de Laveleye, der letztere von E. Forcade. Wir haben uns diese Nummern verschafft und beide Aufsätze mit großer Befriedigung und mit wahrhafter Bewunderung der von dem Großherzoge dabei bewiesenen Einsicht und Selbstverleugnung gelesen. Der Großherzog steht nicht an, seine Sympathie für Italien auszudrücken. Er schreibt darüber in seinem Briefe an

Von Herzen wünsche ich Ihnen beiden warmes Wetter und die Möglichkeit sympathischen geistigen Lebens, ohne welches ersteres uns schwerlich helfen kann.

62.

Weimar, Januar 1868.

Sie schrieben mir unter dem 3. Dezember einen sehr inhaltreichen, sehr interessanten Brief, für den ich Ihnen — wenn auch spät — meinen herzlichen Dank ausspreche. Das Bewußtsein, daß die geistige, religiöse Freiheit errungen und nicht mehr zu verlieren ist, gehört mit zu den wohltuendsten Überzeugungen, die man, Gott Lob und Dank, in dieser ernsten Zeit von einer Epoche in die andre hinübernehmen kann. An dieses alles möge sich das

---

Fanny: „Ihre Mitteilungen . . . . . Pulverdampfe erstehen." Über die deutschen Veränderungen, die ihn doch selbst als Fürsten so schwer in seinen angeborenen Empfindungen zu verletzen geeignet sind, spricht er sich wahrhaft edel aus, indem er die Größe und Folgenschwere derselben offen anerkennt: „Diese Größe dieser Zeit, schreibt er, ... Zukunft (Deutschlands) glauben." Wenn ein Mann, erzogen in allen Vorurteilen seines Standes als Souverän, dessen Selbstgefühl und Eitelkeit ihren Vorteil hatten bei dem altbundestäglichen Stande der Dinge in Deutschland, sich zu dieser Anerkennung erhebt, wenn er unsereinem die Lektüre einer Schrift empfiehlt, in welcher sein eigenes Land als ‚Weimar ce duché microscopique' (p. 7. R. d. d. M.) verspottet wird, so will das schon etwas heißen." L. Geiger, Aus Adolph Stahrs Nachlaß, S. 306, 307.

schließen, was Sie sehr richtig über die Folgen der Vermischung mit nichtpreußischen Elementen sagen. Die Konsolidierung ganz Deutschlands ist entschieden die Zukunft des Vaterlandes, ebensosehr wie der Ausdruck der Gesamtbedürfnisse desselben in einem Parlamente die Arena finden würde. Dabei freut es mich, daß Ihnen meine Zuversicht willkommen ist.

An die Betrachtungen des Ganzen reihen Sie diejenigen einzelnen Vorfälle und Zustände, die höchst merkwürdig sind. So jene unerhörten Vorgänge zu Aachen[1]), von denen ich bedauere, daß kein Zeitungsblatt sie in ihrem Umfange darlegte, so jener italienische Brief, von dem Sie mir einen Auszug geben, der, tief ergreifend, die neuesten Ereignisse in Italien schildert, von welchen noch so viele Toren glauben, es wäre nun wieder alles herrlich beim alten! — Nicht genug kann ich Ihnen für all diese Mitteilungen danken, von denen ich nur bedauere, daß nicht auch Sie den Genuß haben können — so, wie ich ihn habe — dieselben durch Ihre Feder geschildert zu bekommen.

Die Töchter Ihres Gatten, den ich herzlich grüße, werden indes von den Konzerten berichtet haben, in denen wir sie zu hören die Freude hatten, und mein Konsul in Lille wird berichtet haben, daß die Rettungsmedaille meine ihm

[1]) Demonstrationen der Geistlichkeit und der katholischen Bevölkerung gegen naturwissenschaftliche Vorträge Carl Vogts.

wohlberechtigte wie wohlerworbene Anerkennung[1]) brachte.

Ihnen und Ihrem Gatten aber bringe dies Blatt noch schließlich meine herzlichen und besten Wünsche bei Gelegenheit des Jahreswechsels. Sie wissen, wie gut dies meint Ihr C. A.

63.

Ohne Datum (März 1868).

Mit dem besonderen Interesse, welches sowohl der Autor als der Gegenstand verdient, habe ich den Artikel gelesen, den Ihr Gatte dem Interesse der Goetheschen Familie gewidmet hat[2]). Er ist hierbei von einem Gefühle der Gerechtigkeit geleitet worden, von dem ich aufrichtig wünsche, daß es den oft schwergeprüften Nachkommen des größten Dichters deutscher Nation zu Nutzen gereiche. Zur Ehre gereicht es Ihrem Gatten, jenen Artikel geschrieben zu haben. Sagen Sie es ihm, bitte, und lassen Sie mich Ihnen durch diese Anerkennung für Ihren letzten so sehr interessanten Brief aus Montreux vom Januar aufrichtig danken. Hoffentlich stärkt das rückkehrende Frühjahr die Gesundheit

---

[1]) In Anlaß der Errettung eines sechsjährigen Kindes vom Tode durch Ertrinken, worüber französische Zeitungen anerkennend berichtet hatten.

[2]) „Der Kommunismus und die deutschen Klassiker" in der Nationalzeitung. Es handelte sich darin um die Frage, wie lange nach dem Tode des Autors sein Werk vor Nachdruck geschützt sein solle.

Ihres Gatten und wird neue Früchte seines Geistes den früheren anreihen.

Die Schilderung des Aberglaubens, dem Sie begegnen mußten[1]), hat mich sehr unterhalten, ebensosehr durch den Eindruck, den Ihr Geist notwendig erhalten mußte, als durch die Sache selbst. Diese nun, richtiger gesagt der Aberglaube, scheint fast eine Art Notwendigkeit der menschlichen Natur zu sein, denn die seltensten erscheinen ganz frei von dem Nebel, und kein Klima, keine geographische Lage scheint hiervon zu retten.

Daneben schreitet das große Schauspiel dieser Zeit mächtig weiter, und immer gespannter werde ich auf des Rätsels Lösung. Ihre Mitteilungen waren mir daher aufs Neue ebenso wichtig als willkommen. Entnehmen und ermessen Sie aus dem Gesagten die Dankbarkeit Ihres C. A.

64.

Friedrichshafen am Bodensee, 23. Sept. 1868.

Für den aus der Ferne unter dem Dache des Sohnes geschriebenen Brief lassen Sie mich ebenfalls aus der Ferne unter dem Dache meiner Verwandten aufrichtig danken. Erfreut bin ich, daß Sie mir gute Kunde von sich selbst, von dem Gatten bringen, und meine besten Wünsche eilen

[1]) In vornehmen russischen Gesellschaftskreisen in der Schweiz.

Ihnen beiden voraus in das lang verlassene heimatliche Haus, in welches Sie beide — wie Sie mir schreiben — zurückzukehren beabsichtigen. Möge der Winter in dem rauhen Klima nicht den Süden Gewohnten schaden; nicht leicht entwöhnt sich der Körper der milden schmeichelnden Lüfte ewig heiteren Himmels.

Mit besonderer Befriedigung und Freude vernehme ich, daß Ihr Sohn, mein Konsul, das Glück genießt, unsren Landsleuten wahrhaft nützen zu können. Daß er es immer gewollt — darüber war ich nie im Zweifel —, allein wie oft findet selbst der redlichste Wille nicht die richtige Arena! Diese aber zu besitzen, ist für jeden strebenden Geist ein wahres Glück; daß Sie selbst mir bestätigen können, daß Ihr Sohn dieses genießt, ist mir eine wahre Freude.

Ich dagegen möge Ihnen eine durch die Versicherung bereiten, daß es Graf Kalkreuth, Gott sei Dank, gut geht, nachdem er Anfang Sommers recht leidend war. Er ist wieder in voller Tätigkeit und pflegt treu fortwährend die Interessen der ihm anvertrauten Kunstschule, an welcher die Kräfte sich mehren und aus welcher die Beweise der Tüchtigkeit sich vervielfältigen. Er selbst hat einige vorzügliche Gemälde geschaffen, davon Sie sich selbst einmal überzeugen mögen.

Mit diesem Wunsche für Sie und Ihren Gatten schließe ich, herzlich grüßend.

65.

Ohne Datum (Okt. 1868).

Herzlich danke ich Ihnen für Ihren Brief wie die ihn begleitenden neuesten Erzeugnisse Ihres Talentes [1]. Ihrem Wunsche gemäß liegen sie bereits auf meinem Lesetische; das Urteil, das ich, wie Sie wissen, bisher an manches Ihrer Werke, besonders an Ihre Biographie und an „Von Geschlecht zu Geschlecht" heftete, wird Ihnen ein Maß des besonderen Interesses sein, mit welchem ich auf Ihre neueste Gabe blicke.

Von Herzen wünsche ich Ihnen, daß Ihrem Gatten, den ich sehr grüße, die Rückkehr in die Heimat und namentlich ihr Klima, erstere wohl tue, letzteres nicht schade, denn man kann kaum glauben, daß einen den Süden Gewohnten der Norden erquicke, insofern es von dem Klima sich handelt [2].

Ich wünsche und hoffe, daß meine letzte Antwort, die ich auf der Insel Mainau schrieb und nach Lille an meinen Konsul, Ihren Sohn, adressierte, glücklich in Ihre Hände gelangt ist. Zu dem noch Wünschenswerten in den Verhältnissen

[1]) Fanny Lewald, Erzählungen (1866—1868), darunter Prinzeß Aurora, Domenico, Villa Riunione.

[2]) Die Abwesenheit Stahrs und seiner Gattin von Berlin (erst in Italien, dann am Genfer See in Glion und Montreux, später in Frankreich) hatte länger als zwei Jahre gedauert. Vor der Rückkehr nach Berlin weilten sie längere Zeit in der Familie des Sohnes Alwin Stahr in Lille.

unsres Vaterlandes gehören leider auch noch die Postverbindungen.

Aufrichtig wünsche ich Sie bald einmal wiederzusehen, Sie wie Ihren Gatten.

66.

Weimar, 22. Februar 1869.

Seien Sie herzlichst gedankt für das Werk[1], welches mir zu senden Sie so gütig sind, wie für die liebenswürdigen Zeilen, durch welche Sie jenes begleiteten. Willkommen nenne ich mir den ferneren Beweis Ihres Schaffens nicht minder als den Ihrer und Ihres Gatten Tätigkeit, den Ihr Brief enthält; denn Schaffen ist Beweis und Grundbedingung geistigen wie leiblichen Wohlbefindens. Das Werk Lanfreys[2] ist mir noch unbekannt; es kennen zu lernen wird mir nach Ihrer Bemerkung nunmehr von um so größerem Interesse sein. In jedem Fall ist es wohltuend, die Wahrnehmung des wachsenden deutschen Nationalsinnes zu machen, von dem Sie mir Beweise erzählen, an denen ich mich mit Ihnen freue.

Auf den „Winter in Rom" bin ich ebenso gespannt, als ich immer mit treuer Vorliebe an „Ein Jahr in Italien" gedenke. Nicht minder freue ich mich auf die Gedichte[3]. Grüßen Sie indessen,

---

[1] Sommer und Winter am Genfersee. 1869.

[2] Pierre Lanfrey. Histoire de Napoleon I. 1867 ff.

[3] Eine Sammlung von Gedichten Stahrs aus jener Zeit. „Ein Stück Leben." Berlin 1869.

bitte, den Autor, und empfangen Sie die Grüße, mit denen ich für Sie beauftragt bin.

67.

Weimar, 3. Februar 1870.

Ihr Brief vom 28. v. M. hat mir eine besondere Freude gemacht, weil er mir beweist, daß es Ihnen beiden — Ihnen wie Ihrem Gatten, den ich herzlich grüße — gut geht. Ist dies an und für sich erfreulich, so wird es zum wohltuenden Gefühl, wo solche Kunde auf Persönlichkeiten sich bezieht, die vorzüglich geschätzt werden. Mit dieser Empfindung lassen Sie mich Ihnen für Ihre Zeilen herzlich danken.

Ich sehe Sie in der eigentümlichen Lage wie ein Arzt in Anspruch genommen zu werden[1]), nachdem Sie sich bemühten, Ihren Nebenmenschen zu nützen, und wohl begreife ich, wie sehr diese Folge Ihres Bestrebens Sie ermüden muß. Noch mehr aber erkenne ich in derselben für Sie die Möglichkeit, sich durch das im Leben nicht oft zu begegnende Glück der Überzeugung über die Behelligungen zu erheben: wirklich nützen zu können, ja, genützt zu haben. Dabei blüht Ihnen, der scharf beobachtenden

---

[1]) In ihren Bestrebungen für die Frauenfrage. Im Jahre 1870 erschien in Berlin Fanny Lewalds Schrift „Für und wider die Frauen. Vierzehn Briefe". Diese Bestrebungen hatte sie schon früher in ihrer „Lebensgeschichte" (1861—1863) und in den „Osterbriefen für die Frauen", Berlin 1863, vertreten.

Schriftstellerin, noch ein unschätzbarer Vorteil: die wichtigsten psychologischen Studien machen zu können, wenngleich diese nicht ohne Monotonie bleiben dürften. Schreiben Sie mir doch bereits von dem immer wiederkehrenden Glauben der ratbedürftigen Frauenseelen, daß ein besonderes Arkanum — bei Ihnen am meisten — verborgen liegen müsse. — So ganz unrecht haben jene Seelen übrigens nicht, denn „arbeiten und nicht müde werden" ist in der Tat ein Wundermittel. Wir praktizieren denn dies beide, und ich freue mich, wenn Bekannte Ihnen dies von mir beweisen.

Daß, bei solchen Ansichten, Grundsätzen, solcher Tätigkeit, Ihnen die eben erschienenen Unterhaltungen Goethes und Müllers[1] willkommen sein würden, war ich im voraus dermaßen überzeugt, daß — ich gestehe es — ich von Ihnen eine Äußerung in der Kürze erwartete, wie die ist, die mir Ihr Brief bringt. Jawohl: ein Erzieher und Auferbauer, dies ist Goethe und wird es bleiben für jeden Menschen, der wahrhaft leben will, also arbeiten, kämpfen und sich vervollkommnen. Wenn ich Ihnen sage, daß ich das Buch immer wieder zur Hand nehme, so werden Sie es mir glauben. Dabei finde ich gar nicht, daß die Beweise, daß auch er, Goethe, litt und schwer zu kämpfen hatte, das Wohltuende

[1] Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart 1898.

seines Beispiels störten; nur um so menschlicher fühlt man sich geleitet.

Sie sprachen mir von einer Novelle, die Sie zu Weihnachten schrieben [1]. Wenn ich Sie bitte, mir dieselbe zu senden, so vergibt dies Ihre Güte gewiß den Ihnen wohlbekannten Gesinnungen meiner Ergebenheit.

68.

31. März (Berlin 1870).

Kann ich Ihnen meine Aufwartung heute zwischen elf und zwölf Uhr machen? Die Stunde — ich gestehe es — ist zwar für einen Damenbesuch etwas früh, wäre sie es aber auch für alte gute Bekannte? Ich denke dies nicht, grüße Ihren Gatten und freue mich, Sie beide wiederzusehen.

69.

Weimar, 1. Mai 1870.

Soeben erhielt ich die doppelte Sendung, welche Sie wie Ihr Gatte mir zugedacht haben, und die beiden Autorenbriefe, von welchen jene begleitet sind [2]. So möge denn schon die Beflügelung meines Dankes Ihnen beiden ein Beweis sein, wie sehr mir dieser am Herzen liegt. Sie aber werden

[1] Nella. Eine Weihnachtsgeschichte. Berlin 1870.

[2] Die Sendung betraf Stahrs und Fanny Lewalds gemeinsames Werk „Ein Winter in Rom. 1870" und eine neue Ausgabe von Stahrs „Goethes Frauengestalten".

beide die Aufrichtigkeit meiner Erkenntlichkeit der Freude glauben, die Sie an mir bemerken konnten, als ich in der Matthäikirchstraße meinen Besuch abstattete. Wenn ich Sie einmal beim Worte fasse und an Ihrem Tisch erscheine, wie ich es an Ihrem Schreibtisch tat, so haben Sie es selbst zu verantworten und können dabei nicht wissen, ob mein Magen Ihre Werke nicht so günstig rezensiert, als dies von meinem Geist bisher geschehen. Bis dahin wird indessen letzterer sich mit der geistigen Speise begnügen, welche Sie beide mir reichen, und wird in jedem Falle mehr Genuß von derselben haben, als Sie von den Meistersingern erlebten. Was letztere betrifft, so wünsche ich Ihnen wie dem Werke, daß Sie es, wie ich es tat, etwa 7—9 mal hören möchten. Dann würden Sie gewiß einen Genuß erreichen, den die erste Aufführung bei dieser Art Komposition eigentlich nie geben kann.

Ich bitte Sie, Ihrem Gatten für seinen Brief noch besonders von mir zu danken, Ihre Schwester von mir zu grüßen. Die Großherzogin grüßt Sie und Ihren Gatten; ich wünsche Ihnen beiden Freude, also Glück an Ihrem Schaffen.

70.

(Berlin) 17. Juni 1871 [1]).

Mit Freude und nicht ohne Rührung habe ich Ihre Zeilen von gestern gelesen; um so herzlicher

[1]) Der 16. Juni war der Tag des Einzuges der aus dem Kriege gegen Frankreich heimkehrenden Truppen in Berlin.

danke ich Ihnen für dieselben. Daß Sie meiner gedenken würden in dieser gewaltigen Zeit, wußte ich, weil ich's fühlte; daß Sie mir den Beweis davon geben, tut meinem Herzen wohl.

Gottes Allmacht und Barmherzigkeit hat sich so wunderbar an dem Vaterlande bewiesen, daß man fast zu schwach sich fühlt, genug zu danken!

Ja, „vorwärts!" das rufe auch ich! Gebe uns Gott die richtige Einsicht und Kraft, die große Aufgabe vor der Geschichte zu erfüllen: das Reich auszubauen und ihm richtig zu dienen. Ich habe dazu sehr guten Mut, bitte Sie, Professor Stahr von mir zu grüßen, und bleibe

Ihr dankbarer C. A.

71.

Weimar, 19. Februar 1873.

Mein herzlicher und lebhafter Dank antworte Ihnen auf die Zeilen vom 9. d. M. und beweise Ihnen die Freude, welche Sie mir durch dieselben gemacht haben. Sie ist eine doppelte, denn ich sehe Sie wie Ihren Gatten in Gesundheit und Tätigkeit; so erfreue ich mich also dieser Gewißheit wie des neuen Beweises Ihrer Gesinnungen für mich, die ich von Herzen erwidere. Bringen Sie, ich bitte darum, Prof. Stahr den Ausdruck des Anteils derselben, der ihm gehört.

Daß Sie wie Ihr Gatte Weimar besuchten, als ich abwesend von da war, beklage ich in mehr

als einer Hinsicht. Ich hätte nächst der Freude Ihrer Gesellschaft diejenige genossen, manches Projekt Ihnen beiden mitzuteilen, jenes z. B., das Kriegsdenkmal[1]) zwischen dem Monument Carl Augusts, das den Platz vor der Bibliothek und dem Ständehaus zieren soll, und dem Schloß zu errichten, indem die sehr häßlichen, in einer Art Karikatur griechischen Stils aufgeführten Bogenhallen etwas Besserem Raum zu geben haben. Lassen Sie das nächste Mal mir den Zeitpunkt Ihres Kommens wissen, daß ich nachhole, was Sie versäumt haben.

Sie geben in Ihrem Urteil über die Veröffentlichung Ludmilla Assings[2]) meinen eigensten Gefühlen Ausdruck. Diese Muse der Indiskretion läßt der Vermutung Raum, daß es ihr nicht um Verherrlichung derjenigen Persönlichkeiten zu tun

[1]) Das Kriegsdenkmal Robert Hartels, das demnächst seine Aufstellung auf dem Watzdorfplatz fand.

[2]) Ludmilla Assing, Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Pückler Muskau. Hamburg 1873, schloß sich den früheren Veröffentlichungen Ludmilla Assings: „Briefe Alexander von Humboldts an Varnhagen von Ense". Leipzig 1860, und „Tagebücher Varnhagen von Enses". Leipzig 1861—1871, an. — In Briefen Alexander von Humboldts an Varnhagen waren auch Briefe des Großherzogs Carl Alexander unfreundlich glossiert worden. Der Großherzog schrieb ohne weitere Bemerkung auf das Buch: „Nachdem ich dieses Buch durchgelesen, habe ich es der Großherzoglichen Bibliothek geschenkt." — P. von Bojanowski, Großherzog Carl Alexander von Sachsen. Sonderabdruck aus der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung". München 1901. S. 11.

ist, deren Nachlaß sie veröffentlicht, sondern um das Gegenteil. Wenigstens wird man nicht behaupten können, daß Humboldt, daß Varnhagen, daß in jedem Falle Pückler höher in der öffentlichen Meinung gestiegen wären, seitdem die zarte Hand jener Publizistin die zurückgelassenen Papiere jener Männer veröffentlichte. Daß letzterer — Pückler — überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, nach seinem Tode jene sonderbare Visitenkarte abzugeben, die er im Auftrage Frl. Assing überließ — wenn dies wahr ist —, ist ihm allerdings nicht unähnlich, doch gehört der Auftrag entschieden zu denen, welche man besser nicht erfüllt. Nun es geschehen, bleibt Ihnen wie mir nur übrig, zu beklagen, einen Geist in schlechtem und falschem Lichte sich zeigen zu sehen, den wir in gutem kannten und in wahrem genossen haben.

Sehr richtig beurteilen Sie die Frage, ob eine Biographie jener von uns beiden so gekannten wie erkannten liebenswürdigen Fr. v. G.[1] versucht werden sollte. Ihr weiblicher wie Schriftstellertakt läßt es Ihnen mit Recht richtig erscheinen, davon abzusehen. — Die Indiskretion und der Realismus sind zwei wunderliche und charakteristische Zeichen der Gegenwart, und diese, verbunden mit dem

[1] Frau Ottilie von Goethe, geb. von Pogwisch, August von Goethes Witwe, gestorben in Weimar am 26. Oktober 1872. Mit ihr hatten Fanny Lewald und Stahr während ihres römischen Aufenthaltes in den Jahren 1845 und 1846 in nahen Beziehungen gestanden.

Schmutz der Spekulation, verdienten auf Bühne wie im Roman einen Geist zu finden, der sie geißelt, wie ich mich freue, daß der letztere Schaden in Ihrem Landtage aufgedeckt wird [1]).

72.

Weimar, 29. April 1873.

Sie haben sehr recht, Ihren Dichter-Zauberstab zu gebrauchen, uns Kinder und Diener der gehetzten und hetzenden Gegenwart in eine Vergangenheit zu versetzen, wo man mehr sich selbst leben konnte; rechter noch würden Sie haben, uns zu lehren, wie wir unter obigen Umständen letzteres uns bewahren. Denn auf dieses letztere kommt es schließlich doch am meisten und allein an, um das Leben zu beherrschen, um das Leben zu gewinnen. Sie fühlen, wie sehr ich Ihnen für Ihr Werk [2]) danke, ehe ich es noch las, und wie gerade Lieder Goethes [3]) mir willkommen sein werden; seine Lebensweisheit ist das Rudersteuer in solch zerrissener Zeit.

Daß Sie und Professor Stahr, den ich herzlich grüße, einen ruhigen, stärkenden Aufenthalt dem

[1]) Durch die Laskerschen Enthüllungen über das Gründertum.

[2]) Den Roman „Die Erlöserin". 1873.

[3]) Kompositionen Goethescher Lieder von Katharina Baum. Mit dieser jungen Komponistin, welche später durch Selbstmord endete, waren Stahrs während ihres Aufenthaltes bei der befreundeten Familie von Hennig in Ostpreußen bekannt geworden.

Gegenteil, der Weltausstellung [1]), vorziehen, begreife ich vollkommen. Meine besten Wünsche begleiten Sie beide wie mich gewiß die Ihrigen, wenn ich die schwere Arbeit mitten in dem zentrifugalen Herrschen der Zeitgewalten fortsetze. Lassen Sie mich hoffen, daß wir im Schatten thüringischer Wälder hierüber weiter sprechen werden, und gedenken Sie meiner in Freundschaft.

73.

Weimar, 3. Sept. 1873.

Um nicht meinen Dank für Ihre Glückwunsch bringenden, willkommenen Zeilen zu lange, um ihn nicht überhaupt schuldig zu bleiben, greife ich heute schon zur Feder. Wenn die Herzlichkeit der Wünsche die Vorbedingung ihrer Erfüllung ist, so kann ich überzeugt sein, daß die Ihrigen wie die Ihres Gatten — dem ich meine besten Grüße sende — dem jungen Paare wie uns Glück bringen werden. Mit diesem Ausdruck des Vertrauens lassen Sie mich Ihnen beiden danken [2]).

Wenn ich nun mit wenigen Worten Ihnen heute antworte, so werden Sie mir, der Umstände wegen, gewiß gern verzeihen. Einmal in Ruhe, lassen Sie uns dann auch — am liebsten münd-

[1]) In Wien.

[2]) Am 26. August 1873 hatte die Vermählung des Erbgroßherzogs Carl August mit der Prinzessin Pauline von Sachsen-Weimar stattgefunden.

lich — über Ihren Roman reden. Denn nicht flüchtig soll man mit einem Autor und kann und will ich mit Ihnen über ein Werk reden, das die Frucht des Denkens, Fühlens, Wollens ist. Sie werden gewiß dies recht finden.

Auf Wiedersehen also, so Gott will, und auf, selbstverständlich, Fortdauer wohl-, also fest-begründeter gegenseitiger Gesinnungen.

74.

Schloß Heinrichau bei Münsterberg,
29. Dezember 1873.

Ihr Brief von dem 21. hat mich in Weimar gesucht und heute morgen hier, hinter diesen alten Zisterziensermauern, tief in Schlesien, angetroffen. Es ging diesem Brief, wie es uns beiden — Ihnen wie mir — diesen Sommer erging: wir verfehlten uns. Ich suchte nach Ihnen und Ihrem Gatten in Baden, als ich zum 30. September hinkam, und erfuhr Ihre Abreise, und Sie hätten mich wahrscheinlich in Weimar zu sehen beabsichtigt, während ich in Eisenach weilte. Zum Glück, die Gedanken und Gesinnungen — und beides bleibt doch die Hauptsache — verfehlen sich nicht. Ihr eben erhaltener Brief beweist es. Meine Antwort wird diesem Beweis nicht widersprechen.

Bedürfen tun wir eben alle drei, denke ich, keines Beweises nach 25jähriger Bekanntschaft, wie Sie es so gütig, gestatten Sie mir, zu sagen: so

freundschaftlich, hervorheben, und wie ich es, Sie beide glauben es mir, herzlich erwidere. Um so mehr habe ich denn auch den Eindruck begrüßt, den die Briefe von und an Charlotte von Schiller[1]) Ihnen in der Charakteristik meiner Mutter wie meiner Tante, der Prinzessin Caroline[2]), gaben. Sie ist eine ganz richtige, wenn Sie die Einfachheit derselben hervorheben, schon weil das Erhabene immer einfach ist. Diesem Eindruck würden Sie auch immer, bei allen Handlungen beider engbefreundeten Frauen, bei jeder der zahlreichen Spuren ihres wohltuenden Lebens begegnen. Was dies Werk selbst betrifft, so ist es mir lange nicht mehr zu Gesichte gekommen; allein gern will ich es wieder hineinziehen in den Kreis meiner Lektüre, in der fortwährend, weil grundsätzlich, diese Beispiel fördernde und bildende Art der klassischen weimarischen Epoche durch etwas vertreten ist — und vor allem durch Goethe. Sollten Sie sich übrigens für die so anziehende Persönlichkeit meiner Tante besonders

[1]) „Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Herausgegeben von Ludwig Urlichs. Stuttgart 1860—1865." Der Briefwechsel mit der Prinzessin Caroline befindet sich Bd. I, S. 535—710.

[2]) Prinzessin Caroline Luise, geb. 18. Juli 1786, Tochter Carl Augusts, die spätere, am 20. Januar 1816 jung verstorbene Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Unter dem Titel „Eine Weimarische Prinzessin" hat Stahr ein Lebensbild der Prinzessin Caroline gegeben. Adolph Stahr, Aus dem alten Weimar. Berlin 1875. S. 17 ff. Die Prinzessin Caroline war die Mutter der Herzogin Helene von Orleans.

interessieren, so wird sie sich Ihnen vorzüglich noch aus dem Briefwechsel ihrer Erzieherin mit ihrem Bruder (Briefwechsel Knebels mit seiner Schwester)[1]) entwickeln, der trotz des Unbedeutenden, was er enthält, doch zu lesen der Mühe wert ist, wäre es auch nur, weil er jenes Bild entsteigen läßt. Damals allerdings war man einfacher als jetzt — die erhaltenen Sanktuarien Goethes, Schillers wie der Herzogin Amalie beweisen dies genügend[2]). Dürfte man diesen Beweis auch dafür gelten lassen, daß man damals Größeres auf dem Gebiete des Geistes wirkte, weil man auf dem des Körpers sich nicht, wie jetzt, mit so viel Nebensachen schleppte, so würden Sie noch mehr recht haben, als Sie in diesem Kapitel „Luxus" beanspruchen können. Doch in der Tat, Sie bedürfen dieses „Mehr" kaum, denn die Faktas sprechen für Ihre Ansicht. Wie Sie, habe ich denn auch die „Krache" in Wien und Berlin keineswegs als ein Unglück betrachtet; wir wollen nur wünschen und sorgen, daß die Lehre, die eine gütige Gottheit uns gibt, richtig benutzt werde, und Berlin hat hierin vor allem das Beispiel zu geben.

Noch sah ich nicht vollendet das Siegesdenkmal—

---

[1]) Düntzer, Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858.

[2]) Wie Goethes und Schillers Wohnräume in den von ihnen in Weimar bewohnten Häusern, sind auch diejenigen der Herzogin Anna Amalie im sog. Wittumspalais in Weimar und im Schloß zu Tiefurt unverändert erhalten geblieben.

im vorigen März war es noch weit zurück. Ein Volksdenkmal dem Volke deutlich zu machen, ist allerdings für ein Gouvernement Pflicht, für die Kunst eine würdige Sorge. Die Photographien und Abbildungen, an die allein mein Urteil bisher sich halten konnte, ließen mir die Säulenbasis zu durchlüftet, zu leicht für das Ganze, die Viktoria sehr groß erscheinen. Doch wie ganz anders vielleicht erscheint es mir in Wirklichkeit. Letztere aber wird mir die angenehmste sein, wenn sie mich wieder in Ihre Gesellschaft zurückbringt und in die Professor Stahrs.

75.

Wilhelmsthal, 21. Aug. 1874.

Ich habe Ihren Roman Benedikt[1]) gelesen, meine gütige Korrespondentin, mithin bin ich Ihnen Dank schuldig, und diesen schuldet man da, wo man Freude empfängt. Sie aber haben diese mir gegeben und das in reichem Maße. Die Wahrheit und Schärfe, mit der Sie die Charaktere zeichnen und naturgemäß entwickeln, macht den Eindruck, als ob Arzt und Beichtvater zusammen die Feder geführt hätten. Ich sage dies hauptsächlich in bezug auf die beiden Hauptpersonen: Jakobäa und deren Sohn. Dabei ist der Roman abgerundet, die Entwicklung wie eine Schraube — vergeben Sie mir den Vergleich — von zwingender Gewalt, so daß

---

[1]) Benedikt. Berlin 1874.

das eine und nichts andres aus dem Vorhergehenden sich entwickeln kann wie muß. Vortrefflich ist der Stil. Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Werk.

Und nun sagen Sie mir, bitte, wie es Ihrem Gatten geht? Das Interesse, das herzliche, das ich an ihm nehme, ist der beste Gruß, den ich ihm senden kann. Auf hoffentlich baldiges Wiedersehen.

76.

Wilhelmsthal, 15. Sept. 1874.

Endlich ist es mir möglich, Ihnen die Inlage[1] zurückzusenden. Eine durch Pflichten mir aufgenötigte, in der letzten Zeit ununterbrochene Zentrifugalität zwang mich, so lange mit diesen Blättern zu warten. Ich bitte, dieselben Ihrem Gatten mit meinem herzlichen Danke zurückzustellen. Daß ich das mir Anvertraute mit Interesse gelesen, bedarf keiner Versicherung, das Urteil über Fr. von Stein wohl aber einer Berichtigung. Aus Gründen, die ich besser mündlich als schriftlich angeben kann, bleibt mir nämlich kein Zweifel darüber übrig, daß

[1] Feuilletonartikel Stahrs in der „Nationalzeitung" über Frau von Stein. Als besondere Abhandlung in Adolph Stahrs „Aus dem alten Weimar". Berlin 1875. S. 98 ff. — Die Beurteilung des Verhältnisses zwischen Goethe und Frau von Stein von seiten des Großherzogs deckt sich — im Gegensatz zu der Stahrschen Auffassung — auch mit derjenigen Erich Schmidts in den „Charakteristiken". Berlin 1886. S. 303 ff. Erich Schmidt beruft sich auch auf das Urteil Schillers.

Fr. von Stein Goethen sich nie als Geliebte vollständig hingegeben hat. Weil eben sie dies nicht getan, glaubte sie ein Recht zu haben, den Rückkehrenden so hart zu beurteilen, dem man es endlich doch nicht übelnehmen konnte, daß er des platonischen Verhältnisses müde war. Wenn man aus Briefen einen Menschen beurteilen kann, so habe ich nie Fr. von Stein aus den zahlreichen ungedruckten Briefen, die ich von ihr gelesen, als eine bedeutende Persönlichkeit zu erkennen vermocht, nie aber habe ich von den vielen Menschen, welche mir von Fr. von Stein erzählten, je eine Bestätigung jenes Gerüchtes gehört, demzufolge sie sich gänzlich ihrem berühmten Freund hingegeben hätte; im Gegenteil ist dies immer bestimmt geleugnet worden.

Von Herzen wünsche ich, daß die Besserung in dem Zustande Ihres Gatten angehalten, daß er jetzt vollständig hergestellt ist.

77.

Weimar, 30. Nov. 1874.

Ihr Brief vom 19. d. M. hat mich ebenso erfreut als — ich gestehe es — gerührt. Da ich Sie als wahr kenne, so werden Sie aus meinem Bekenntnis entnehmen, wie recht ich habe, so zu empfinden, wie ich es tue, und mit dieser Empfindung Ihnen zu danken, wie ich es fühle.

Gottlob, daß Sie wieder wohl sind und in diesem Gefühl jenen Brief schreiben konnten. So

willensstarke Naturen von einem Leiden beherrscht zu wissen, hat immer etwas sehr Beängstigendes für den, welcher einen Charakter, eine Natur wie bei Ihnen kennt. Pflegen Sie sich ja gewissenhaft, also ponderierend, damit Sie sich gesund erhalten und jung an Geist. Kein Mensch meines Wissens hat beides besser verstanden und mehr bewiesen als Goethe. Sie erwähnen ihn mit Recht als Ihr Vorbild in der Kunst, sich zu erziehen wie sich zu bilden. Da ich in ihm ebenfalls mein immer neues Vorbild suche und meine Hilfe finde, lassen Sie mich Sie in seinem Andenken beschwören. Deshalb ist mir auch das Bild als höchst willkommen erschienen, das Sie von Ihrer Tätigkeit wie von den Früchten derselben mir entwerfen. Möge der Himmel Ihnen beides bis zum letzten Augenblicke vollauf genießen lassen. Mich durch eigenen Anblick an beidem zu erfreuen, soll mir eine rechte Freude sein, und ich hoffe, daß noch dieser Winter mir diese vergönnen wird. Dann werde ich auch mündlich über die immer größere Kreise ziehende hiesige Tätigkeit berichten können, von denen unser Museum nur einen Teil bildet und bald die beiden Monumente Teile bilden dürften, von denen das Carl Augusts für den Guß eben fertig geworden, das andre, „für den Krieg“, noch im Entwerfen ist. Ihre Aussagen führen auf eine Gruppe, welche neben einem sterbenden Krieger einen mit der Fahne Fortschreitenden darstellt. Auch Prof. Stahrs Meinung hob diese Gruppe hervor. Lassen

Sie zu größerer Verständigung mich Ihnen die Photographien beider Modelle senden, und ich bitte Sie, wenn Sie dieselben beurteilt, mit Ihrem Urteil zurückzusenden.

Inzwischen sage ich Ihnen Lebewohl, um nicht zwischen Wollen und Können die schlimmste der Unordnungen, die der Zeit, eintreten zu lassen. — Ich wiederhole Ihnen in Herzlichkeit Dank wie Ergebenheit.

78.

Weimar, 6. Januar 1875.

Um Sie nicht länger auf meinen Dank warten zu lassen, meine wie immer gütige Korrespondentin, ergreife ich heute die Feder, wenn auch nur zu flüchtigen Zeilen, denn nur an solche darf ich denken, gedrängt, wie ich eben bin von Pflichten, von Rücksichten in diesen Tagen. Mein Dank aber verlangt das Gegenteil von jeder Flüchtigkeit, denn er ist ein herzlicher; er ist aber auch zugleich ein solcher, welcher den weitumfassenden Gegenstand [1] eingehend behandeln möchte, den Sie erklären. Ich muß dieses „Behandeln" indes auf später verschieben, besonders weil ich zunächst zu sehen habe, inwieweit sich das Projekt, was ich nunmehr „unser" nennen darf, bewerkstelligen läßt. Der Anfang ist gemacht, denn eine Lehrerin ist bereits an der Bürgerschule in Apolda neben Lehrern tätig; andre

[1] Anregungen auf dem Gebiete der Frauenfrage.

werden gesucht. Die Wichtigkeit der Sache aber bedingt Umsicht und Vorsicht, um so mehr die Eigentümlichkeiten der thüringischen Volksstämme immer zunächst bei Einführung von Neuerungen zu berücksichtigen sind; dies aber verlangt immer Vorsicht und Zeit. Ihr Brief soll mir indes als neues Samenkorn dienen auf hoffentlich fruchtbarem Boden.

Die Saat, die Ihr Gatte indessen auf einem andern Felde geerntet, ist zu schöner Frucht gereift. Der Beweis davon, in der Form auch jener Rede, war mir sehr willkommen, und herzlich danke ich Ihnen für die Übersendung.

An Ernte Hoffnungen und Wünsche zu knüpfen, ist immer natürlich und dem Herzen immer erfreulich. Entnehmen Sie denn aus dem Gesagten den reichen Anteil herzlicher Wünsche, der Ihnen, der Ihrem Gatten gebührt, danken Sie seinem Sohne nicht minder herzlich in meinem Namen, und lassen Sie uns alle ein baldiges, so Gott will, frohes Wiedersehen erhoffen.

79.

Wilhelmsthal, 22. Juli 1875.

Endlich sende ich Ihnen die mir geliehenen Blätter, endlich Ihrem Gatten die ihm gehörende kleine Schrift zurück und beides mit herzlichem Dank[1]).

[1]) Im Sommer 1875 waren Stahr und seine Gattin einige Tage in Weimar gewesen und wohnten dort im „Russischen

Dasjenige, das man zu sagen hat, in so gefälliger Form ausdrücken, wie es der Verfasser des „europäischen Fünfstromlandes" [1] zu tun weiß, ist eine anerkennenswerte Tatsache; dasjenige, das irgendein Mensch oder irgendeine Genossenschaft zu lernen hat, ihr oder ihm so nahe und auf so originellem Wege zu bringen, wie es der lustige militärische Autor [2] getan, verdient nicht minder lobend hervorgehoben zu werden. Und so ziehe ich eine Verbindung zwischen den beiden Erzeugnissen, die doch sonst entschieden nichts miteinander zu tun haben, und deren Autoren wahrscheinlich über meine Verbindung sehr erstaunt sein würden, erführen Sie dieselbe. In einer Sache müßten sie mir aber beistimmen: daß ich doppelt zu danken habe, was ich hiermit tue, indem ich meinen Wunsch für das Gelingen der Kur wiederhole.

80.

Schloß Heinrichau, 17. Okt. 1875.

Nicht richtiger meine ich Ihnen für Ihren soeben hier empfangenen Brief vom 14. d. M.

Hofe", wo der Großherzog sie aufgesucht hatte. Von Weimar begaben sie sich zur Kur nach Liebenstein, wo sie wiederum mit dem Großherzog zusammentrafen.

[1] Udo Brachvogel, in N. York Litt. Journal 1875. Fanny Lewald hatte dem Großherzog den Aufsatz zum Lesen mitgegeben, als er sie in Bad Liebenstein besuchte.

[2] Hauptmann W. Amann in Berlin. Es handelte sich um ein satirisches Gedicht „Das Reichsheer auf mobilem Fuß, vorgeführt von Pegasus".

danken zu können als durch die Versicherung, daß mich Ihre und Ihres Gatten Glückwünsche [1]) mitten heraus aus Ihren Prüfungen und Kümmernissen tief rühren. Sie nennen „das Menschliche" die Kette, die uns verbindet, so werden Sie um so mehr, um so besser gerade empfinden, wie herzlich meine Erwiderung ist. — Was Sie mir über die notwendige Trennung sagen, ich sage, ich wiederhole es mir täglich, damit ich rüste die Kampagne -- gestatten Sie dem Soldaten den militärischen Ausdruck! — siegreich in mir zu durchkämpfen, die mir bevorsteht, und die bereits begonnen. Dabei hilft mir die Überzeugung, die stets wachsende, daß die Wahl meiner Tochter auf einen der ausgezeichnetsten Fürsten wie Staatsmänner Deutschlands gefallen ist.

Doch von Ihnen allein möchte ich reden. Zunächst lassen Sie mich Glück wünschen, Ihren Gatten nicht schlimmeren Zustandes nach Haus zurückgebracht zu haben, als er zuletzt war. Das ist ein bedeutender Schritt vorwärts. Sodann lassen Sie mich an die Elektrizität erinnern, welche so wunderbar stärkenden Einfluß auf Nervenschwache geäußert, daß ich selbst vollständig Deprimierte nach wenig Wochen zu voller Gesundheit zurückkommen sah. Endlich lassen Sie mich fragen, womit ich

[1]) In Anlaß der Verlobung der ältesten Tochter des Großherzogs Prinzessin Marie mit dem Prinzen Heinrich VII. von Reuß-Schleiz-Köstritz, dem vieljährigen deutschen Botschafter in St. Petersburg, Konstantinopel und Wien.

Ihren Gatten zu jenem 22. d. M.[1] erfreuen könnte, dessen Bedeutung Sie mir mitteilen, eine Frage, die um so natürlicher ist, als die meisten Freuden relativer Natur sind. — Und hieran reihe sich endlich noch die Frage, ob er bereits die eben erschienenen Tagebücher Goethes gelesen, die bei Gelegenheit der Enthüllung des Monuments meines Großvaters veröffentlicht wurden. Ihre Bedeutung ließ mich das Original, ich glaube, schon zweimal lesen. Hierüber antworten Sie mir, bitte, eilig hierher[2]).

Indessen möge Gott Sie und Ihren Gatten stärken mit dem Trost und der Kraft, die nur bei Ihm ist und sich an dem beweist — am meisten —, der in der Not Ihn anruft.

81.

Schloß Allstedt, 14. Nov. 1875.

Um Sie, meine liebenswürdige und gütige Geberin wie Gönnerin, nicht noch länger auf den Ausdruck meines Dankes warten zu lassen, schreibe ich heute, also ehe noch ich Ihr Werk[3]) lesen konnte,

[1]) Der 22. Oktober 1875 war Stahrs 70. Geburtstag.

[2]) In „Vor hundert Jahren. Mitteilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter aus den Tagen der Genieperiode. Festgabe zur Säkularfeier von Goethes Eintritt in Weimar (7. November 1775) von Robert Keil. Weimar 1875." Erster Teil: Goethes Tagebuch aus den Jahren 1776—1782. Mitgeteilt von Robert Keil.

[3]) „Benvenuto 1875", eine italienische Künstlergeschichte.

die erste freie Morgenstunde benutzend, die mir in dieser geschicht- und sagenumkreisten Kaiserpfalz wird. Sobald ich mehr in Ruhe, d. h. in einem geregelten Leben bin, werde ich Ihre Bände lesen, die ich indessen willkommen heiße.

Willkommener noch war mir die durch Sie gebrachte Kunde von dem anhaltenden besseren Befinden Ihres armen Gatten. Möge Gott ihn recht bald die Gesundheit vollständig wiederfinden lassen!

Ihrer Ansicht betreffs der Ungerechtigkeit und daher Unrechtmäßigkeit der Veröffentlichung jener Tagebücher Goethes, seinen Erben gegenüber, pflichte ich vollkommen bei. Es ist in der Tat arg, daß in Deutschland, inmitten dieser nach Bildung und Gesetzmäßigkeit ringenden Zeit, solche Handlungen vorkommen können!

Doch nichts weiter für heute als der erneute Ausdruck alter, Ihnen wohlbekannter Gesinnungen.

82.

Weimar, 11. Februar 1876.

Vor allem lassen Sie mich Ihnen Glück wünschen, daß Gott die Gesundheit Ihres Gatten soweit wiederhergestellt hat, daß Sie wieder aufatmen können nach langer Sorge und wieder hoffen dürfen. Sagen Sie Ihrem Gatten, daß ich mich mit ihm, mit Ihnen freue, und dies herzlich, und daß ich überzeugt bin, Gott werde auch ferner helfen.

Und nun will ich Ihnen für Ihren Brief und den teilnehmenden Glückwunsch[1]) danken, den er mir brachte. Man muß die Kinder für diese, nicht für sich lieben. Diese Pflicht praktisch in das Leben nunmehr mehr als bis dahin einzufügen, ist unsre tägliche Aufgabe. Die Überzeugung des Glückes unsrer Kinder wird uns hierbei behilflich sein.

Ihr Urteil über das N.-Museum[2]) ist nur die Wiederholung desjenigen, das ich immer gefällt, namentlich, nachdem ich es auch im Innern gesehen. Man sucht vergebens nach einem Zusammenhang mit den übrigen Gebäuden, vergebens nach einer Verbindung mit dem eigentlichen Zweck. Dieses Gebäude und das Siegesdenkmal sind wunderliche Schöpfungen; wie man es nicht machen soll, ist auch lehrreich zu sehen.

Ich ende noch sehr ermüdet von den eben verrauschten bewegten und bewegenden Tagen mit den besten Wünschen für Ihren Gatten und für Sie.

83.

Berlin, 23. März (1876).

Umsonst habe ich gestrebt, Ihnen, wie es mir so sehr am Herzen lag, meinen Besuch zu machen. Ich bin von Geschäften und Pflichten während diesem kurzen Aufenthalt dermaßen überhäuft gewesen, daß ich zuletzt fast zusammenbrach. Vergeben

---

[1]) Zur Vermählung der Prinzessin Marie (6. Febr. 1876).

[2]) Das Gebäude der Nationalgalerie in Berlin.

Sie mir, bitte, daß ich diesesmal nur schriftlich in der Mathäikirchstraße erscheine und anfrage: ob die nächstens bevorstehenden „Faust"-Vorstellungen Sie nicht wieder nach Weimar führen werden? Wie sehr mein Egoismus in dieser Frage steckt, werden Sie wissen, weil Sie ihn herausfinden werden.

84.

Schloß Wartburg, 5. Mai 1876.

Aus der Seele — recht aus der Seele haben Sie mir in dem Briefe gesprochen, der vor ein paar Stunden, heute morgen, mich hier oben erreichte. Eine freie Stunde benutze ich sofort, Ihnen durch jene Worte zu danken. Dankt es sich doch am besten durch Übereinstimmung. Überein stimmen wir aber über Goethen, und daß wir es tun, beweist aufs neue die vortreffliche Kritik, welche die letzte Seite Ihres Briefes über unsern größten Dichter und Lebensphilosophen enthält. Daß er auch letzteres ist, lehrt das Leben jedem Menschen, der dem Werte des Lebens gemäß zu leben strebt. Ich begreife, daß man für Schiller schwärmt, zu leben begreife ich nur mit Goethe. In dieser Epoche gerade, selbst noch in dieser Nacht, auf einsamem Pirschhause im Walde, bin ich von dieser Wahrheit mehr denn je durchdrungen, indem ich den „Faust" einmal wieder ganz durchlese, um mich auf die Vorstellungen vorzubereiten. Zu der Generalprobe des zweiten Teiles eile ich in einer Stunde

nach Weimar zurück; nach der Generalprobe des ersten Teiles kam ich hierher und fühlte mich ergriffen von den Eindrücken wie noch nie von einem theatralischen Ereignis. Ob viele andre Zuhörer es sein werden, ob der gewagte Versuch, sich wiederholend, über andre Bühnen schreiten und zu dem höchsten Zweck, zu der Bildung der Menschheit, beitragen wird — es ist möglich, doch ich will nicht prophezeien, da ich es nicht kann. Mächtig und aus dem Gewohnten hinaus wirkend wird dies Unternehmen aber sein. Die Musik ist dabei sehr harmonisch und passend. Sie ist — gestatten Sie mir den Ausdruck — sehr adjectif gehalten, und dies ist richtig[1]. — Das Zurückgreifen zu der Vergangenheit für die Bühne ist zum Teil ein Armutszeugnis für die Gegenwart. In Weimar geschieht es, weil wir in dieser ganzen Theatersaison das Ankunftsjubiläum Goethes noch feiern[2]. Deshalb werden alle Stücke Goethes, auch die „Faust"-Vorstellungen, nochmals wiederholt. Könnten Sie mit Ihrem Gatten zu Pfingsten kommen, so würden Sie die ganze Reihenfolge sehen, die sehr merkwürdig ist. — Die Humboldtsche Korrespondenz[3]) habe ich nur zu lesen begonnen. Ich kann diese

[1]) Von Eduard Lassen, einem der bedeutendsten Jünger Liszts, noch lange dem hervorragenden Vertreter der Lisztschen Traditionen in Weimar. Gestorben 15. Januar 1904.

[2]) Goethes Ankunft in Weimar 7. November 1775.

[3]) Goethes Briefwechsel mit den Brüdern von Humboldt (1795—1832). Herausgegeben von F. J. Bratanek. Leipzig 1876.

nur sehr langsam lesen und bin plötzlich durch unabweisliche Angelegenheiten in andre Kreise gezogen worden. Ich habe aber eine immer wachsende Furcht, zu viel Vielerlei auf einmal vorzunehmen. Mein Gruß an Professor Stahr besteht in den herzlichen Wünschen zu seiner baldigen Wiederherstellung. Dazu sollten Sie sich nach dem Süden zu gehen entscheiden, wenigstens südlich. Gott sei mit Ihnen!

85.

Weimar, 14. Juni 1876.

Daß Sie und Ihr Gatte wie Ihre Familie an dem großen Glück, das Gott uns geschenkt [1]), herzlichen Anteil nehmen würden, war ich im voraus überzeugt. Um so mehr erfreuten mich die Beweise, daß ich richtig empfunden, zuerst durch das Telegramm des Sohnes, nunmehr durch den Brief der beiden Eltern. Entnehmen Sie aus diesem Blatt den Ausdruck meines herzlichen Dankes, dem ich den meiner Familie anreihe. Sie beide kennzeichnen so richtig meine Empfindungen und Gedanken, daß ich nichts hinzuzufügen habe als eben die Versicherung, daß Sie ganz recht haben in dem, was Sie mir schreiben. Und so bleibt mir auch nur mit Ihnen zu wünschen übrig, daß der Allmächtige, der so viel Gnade uns erwiesen, das geliebte Kind erhalten möge zu seinem Preis und

[1]) Am 10. Juni 1876 war der gegenwärtig regierende Großherzog Wilhelm Ernst geboren worden.

zu des Landes, des Hauses, des Vaterlandes Besten. Gottlob geht alles bis jetzt gut.

Daß Sie beide mir in bezug auf die Gesundheit Ihres Gatten sorgenfreier schreiben, ist mir eine besondere Freude; eine recht willkommene aber nenne ich die Hoffnung, Sie, so Gott will, beide bald wiederzusehen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach nimmt uns Wilhelmsthal bald auf unter seine grünen Schatten[1]).

Ihnen und Ihrem Gatten, dessen kleiner Uhlandscher Vers mich anheimelte wie fröhlicher Lerchenschlag, alles Gute wünschend,

Ihr dankbarer C. A.

86.

Weimar, 5. Januar 1877.

Ganz recht haben Sie, sich auf Ihre eigene Überzeugung in bezug auf mich zu stützen. Mit dieser, durch diese Versicherung danke ich Ihnen für Ihre glückwünschenden, vertrauensvollen Zeilen von dem 29. Dezember v. J. Ich glaube, daß diese mir Glück bringen werden, denn ich glaube an die Kraft herzlicher Gesinnungen. Glauben Sie auch den meinen, wenn ich Ihnen wünsche, daß Gott in seiner Gnade Sie erleuchten möge, seine Prüfung einzuflechten in die fernere Lebensaufgabe[2]).

[1]) Stahrs waren im Sommer 1876 wiederum in Bad Liebenstein.

[2]) Stahr war am 3. Oktober 1876 in Wiesbaden gestorben. Aus dem Brief vom 29. Dezember sei folgendes hierhergesetzt:

Grimms Werk[1]) kenne ich noch nicht. Goethe braucht ein jeder, der wahrhaft sich zu bilden strebt. Kein Wunder also, daß man über ihn so verschiedene Urteile hört, denn jeder legt ihn sich aus, wie er kann — und wie er selbst ist. Das subjektive Urteil ist meist das Spiegelbild des Urteilenden. Daß Goethe wahrhaft geliebt hat, beweisen die Früchte seiner Leiden, doch wußte er schließlich immer maßzuhalten. Und da das die wenigsten in unsrer Zeit verstehen noch wollen, glauben sie nicht dem Quell, aus dem Goethe schöpfte.

Ich werde eine schmerzliche Freude empfinden, Sie wiederzusehen. Doch nicht im Vorübereilen kann ich dies. Deshalb mein Vermeiden jedes Besuches bei meinen neuesten, so kurzen Aufenthalten im Kreis meiner Familie zu Berlin.

„Stahr und ich haben nie aufgehört, es Ihnen von Herzensgrund zu danken, wie Sie uns Ihren Beistand unaufgefordert, mit verständnisvoller Großmut in den Zeiten angeboten haben, in denen er sein Leben zum Zweck seiner Verbindung mit mir umzugestalten hatte, und glücklicherweise haben Sie jenen warmherzigen Anteil an uns nicht zu bereuen gehabt. Einundzwanzig Jahre einer idealischen Ehe sind uns zuteil geworden — und meines Mannes Kinder und seine noch lebende erste Frau sind mir nahe, als wäre es anders nie gewesen. Haben Sie Dank dafür, daß Sie damals an uns geglaubt haben, mein gnädiger Herr! Und lassen Sie mir die Zuversicht — jetzt, wo ich am Ende des letzten Jahres, das ich mit Stahr verlebt, in mir überschaue, was mir noch b l e i b t — daß ich auch Ihre Gunst in die Zukunft mit hinübernehme, die noch vor mir liegen mag."

[1]) H e r m a n n G r i m m, Vorlesungen über Goethe, gehalten an der Königl. Universität in Berlin. Berlin 1876.

Die Großherzogin dankt herzlich für Ihren Gruß, dem ich den meinigen wiederholend anschließe.

87.

Weimar, 2. Februar 1877.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für den so aufrichtigen und treuen Anteil, den Sie an meinem doppelten Kummer nehmen. Gottlob sind wir in bezug auf unsre Tochter beruhigt, denn sie schreitet in ihrer Genesung vorwärts. Und auch mir wird Gott beistehen, den schweren Verlust zu ertragen, den ich erlitten[1]). Wohl haben Sie zu sagen recht, daß es hierzu Zeit braucht; aber ein Irrtum ist es, zu glauben, man könne nicht leben, wenn man des Todes gedenke. Im Gegenteil lehrt das Leben erst recht, daß der Tod kein Aufhören, sondern ein Eintreten in eine andre, also fortgesetzte Lebenstätigkeit ist. Diese Überzeugung ist aber uns eingepflanzt wie eine Notwendigkeit. Nun aber ist Gott die Wahrheit und nicht der Trug. Was uns eingepflanzt in unsre eigene Natur, ist also Wahrheit. Dieses Faktum hilft denn auch großen Kummer einzuweben in die Lebensaufgabe, und dies empfinde ich fortwährend.

Gott sei mit Ihnen, von Herzen wünsche ich es Ihnen.

[1]) Durch den Tod der Schwester des Großherzogs, der Prinzessin Carl von Preußen, am 18. Januar 1877.

88.

Weimar, 27. April 1877.

Ich werde mit Ihrem mir eben übersendeten Novellenband nach der Wartburg reisen — den besten Ort, um jenen zu genießen, Ihnen also allmählich zu danken. Indessen tue ich es bereits für Ihren Brief, wenn auch nur mit wenig Worten, denn es mangelt mir die Zeit, anders zu handeln. Ich kann Ihnen in bezug auf unser großes Vorbild, auf Goethe [1]), nur recht geben, denn die Kinderjahre könnten kindlicher wohl behandelt sein; in den späteren Lebensabschnitten konnten Epoche und Objektivität sich passend begegnen. Immer bleibt letztere uns der Schlüssel der Macht des Goetheschen Geistes. Und da letzterer den zu behandelnden Gegenstand immer vollständig beherrscht und zur richtigen Geltung bringt, ist das Mittel zu preisen, durch das dieser Geist so ewig Bedeutungsvolles hervorbrachte und so ewig bedeutend das Leben in sich wie außer sich verwertete. — Möge Gott Ihnen bald zu der Kraft wieder verhelfen, die Prüfung mit dem Leben auszugleichen, sodann zu neuer Tätigkeit vorwärts zu schreiten. Dann werden Sie auch wieder gesunden. Dazu wird auch gewiß die Luft und die Ortsveränderung beitragen, deren ich mich deshalb im voraus freue. Am meisten aber tue ich es der so herzlichen Erinnerung,

[1]) Über Wahrheit und Dichtung.

die Sie mir bewahren, und die ich so aufrichtig erwidere.

89.

Wartburg, 1. Nov. 1877.

Mit wahrer Befriedigung erkannte ich schon auf dem Umschlag Ihres Briefes vom 26 v. M. den römischen Stempel, mit noch größerer sehe ich aus dem Inhalt Ihrer Zeilen, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, diesen Winter in Rom zu bleiben[1]). In jedem großen Kummer liegt immer ein Stück Krankheit. Um ersteren in das Leben einflechten zu können, muß man letztere zu behandeln wissen. Dies tun Sie durch den gewählten Winteraufenthalt. Er wird Ihre physischen Kräfte mit Gottes Hilfe wiederherstellen, und Sie werden sodann mit erneuter Geistesfrische tätig sein können. In diesem inneren Ausgleichen und Bauen liegt die ganze Kunst des Lebens. Keinen Ort aber kenne ich, der dies mehr begünstigt als gerade Rom.

[1]) Nach dem Tode Stahrs verlebte Fanny Lewald — im Hotel Molaro an der Via Gregoriana wohnend — noch zwei Winter in Rom, diejenigen von 1877 auf 1878 und von 1879 auf 1880. Vorher war sie 1845/46 und mit Stahr 1866/67 in Rom gewesen; jeder dieser vier Aufenthalte erstreckte sich auf sieben bis acht Monate. Im Winter 1866/67 hatte sie eine Wohnung an der Via Sistina inne. „Die eigentliche Heimat meines Herzens habe ich in Rom," schrieb Fanny Lewald 11. August 1876. „Gefühltes und Gedachtes (1838—1883) von Fanny Lewald, herausgegeben von Ludwig Geiger. Dresden und Leipzig 1900."

Ach, wie so gerne folgte ich meiner Sehnsucht dorthin! Wenn gute Wünsche, also wahre, weil herzlich gemeinte, helfen können, so wird es sich an Ihnen beweisen. Sie erhöhen meine Sehnsucht, indem Sie mir die Versicherung geben, daß Rom nicht durch die Neuzeit so verändert sei, um die alte Zeit zurückstehen zu machen. Ich hatte das Gegenteil gehört. Nun aber sprechen Sie von gewaschenen Betttüchern und Lumpen, die noch wie sonst aus den Fenstern hängen, und beruhigt sehe ich mich in Gedanken schon in Rom. Einstweilen bin ich hier, an diesem mir so sympathischen Ort, wo ich zwar nicht die Vorteile Roms genieße, aber eine vortreffliche Luft, eine harmonische Umgebung und die nötige Ruhe zur Sammlung und Arbeit.

Herrn von Otterstedts [1]) Talent ist ungewöhnlich. Ich wünsche ihm gleichen ernsten Fleiß, denn gern wünscht man jedem Künstler die Bedingung der Bedeutendheit.

Und nun leben Sie wohl, und Gott sei mit Ihnen! Sie wissen, ob dies herzlich meint

Ihr ergebener C. A.

90.

Weimar, 20. Januar 1878.

Wenn ich Ihnen sage, daß der Brief, welchen ich gestern von Ihnen erhielt — er ist vom 15.

---

[1]) Ein aus der Weimarer Kunstschule hervorgegangener Maler, der sich in Rom aufhielt.

d. M. —, und der mir zunächst Ihre Glückwünsche zum neuen Jahre übermittelt, mich ebensosehr rührt als erfreut und interessiert, so werden Sie leicht die Herzlichkeit meines Dankes erkennen, den ich Ihnen heute ausspreche. Ich kann Ihnen aber nicht danken, ohne nicht auch Ihnen Gutes zu wünschen, also ein solches, das Ihnen wahrhaft wohltut, — also zunächst die vollständige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit, sodann Freude am Schaffen und den Beweis, daß Ihr Schaffen gelinge. Gott möge diese Wünsche segnen, wie ich hoffe, daß er diejenigen segnen möge, welche Sie so freundschaftlich mir entgegenbringen.

Vederò Napoli con piacere
Ma con pensiero in Roma etc. —

singt ein italienisches Lied. Das ist die richtigste Antwort, die ich Ihnen auf Ihre Erinnerung sagen kann, welche Sie daran denken läßt, mir von Rom zu erzählen, weil Sie wissen, daß ich so gern dort bin. Etwas von mir ist denn auch immer daselbst. Sie werden es daher natürlich finden, daß ich Sie um die Zusendung Ihrer Briefe an die „Kölnische Zeitung" bitte. — Indessen schreiben Sie mir einen solchen, der sehr merkwürdig ist. An Ihrem Leben betätigt sich aufs neue die Erfahrung, die ich schon so oft gemacht habe: daß ausgezeichnete Persönlichkeiten oft in solche Verhältnisse und Beziehungen kommen, die ihrer bevorzugten Individualität entsprechen. Die Aufzeichnung der hervorragenden

Gestalten der jetzigen italienischen Geschichte schon, sodann die Erwähnung der außerordentlichen Ereignisse, deren Sie Zeuge in der „Ewigen" waren, beweisen meine Ansicht, und so erscheint es mir fast selbstverständlich, daß Sie auch bei diesem Ereignis zugegen sein mußten[1]). Ihr voriger Brief sprach mir bereits von Ihrer Erwartung, aufs neue etwas Großes in Rom zu erleben. Nun tritt es ein, wenn es auch nicht das erwartete Konklave ist. Der Eindruck dieses Ereignisses im Quirinal ist, aus der Ferne betrachtet, ein sehr mächtiger, und zwar, wie mir scheint, einer von denen, wo die Sache selbst zum Teil nur einen Vorwand, eine Gelegenheit abgibt, die Meinung zu äußern. Bis jetzt sehe ich Einigkeit in der nationalen Äußerung; da ich Italien sehr liebe, wünsche ich um so mehr, daß diese Einigkeit des Ausdrucks auf Einheit der Nation schließen lasse. Um so peinlicher ist mir daher die Wahrnehmung, welche Sie gemacht, und welche Ihnen mit Recht in der Schamlosigkeit der Sittenlosigkeit eine emporsteigende Gefahr erkennen läßt. Ich will gern dem Klima hierbei etwas zugute halten, allein Ihre Bibelzitationen sind ebenso richtig als Ihre Ansicht berechtigt: in solchem Gebaren liegt die größte Gefahr für die Nation. Eine Nation ist immer in Gefahr, welche nicht ihre Ehre in der Sittlich-

[1]) Am 9. Januar 1878 war König Viktor Emanuel gestorben.

keit sucht, sondern nach äußerem Schein strebt. Wohin dies führt, sehen wir in Frankreich genügend. Allein mir scheint die zunehmende Bildung in Italien nicht umsonst zu wirken, und so glaube ich, was ich hoffe: an eine Kräftigung und Erstarkung der Nation. Würden Sie nicht daran denken, eine Reihe von historischen Beobachtungen über die verschiedenen von Ihnen in Italien erlebten Zeiten und von Ihnen gekannten dortigen Persönlichkeiten zu schildern? Ihr Geist und Ihre Feder würden dies vortrefflich können! Mir ist der Gedanke heute gekommen, als ich Ihren Brief ein zweites Mal las. Ich teilte letzteren meiner Frau mit, die mich mit ihren herzlichen Grüßen für Sie beauftragt. Sie ist im Begriff — wenn die noch zwischen Frieden und Fortsetzung des Krieges[1]) schwebenden Verhältnisse es erlauben —, zu unsrer ältesten Tochter nach Konstantinopel zu reisen.

Und nun leben Sie wohl, und lassen Sie mich Ihnen noch einmal herzlich danken. Ach, wie viel lieber sagte ich dies Ihnen mündlich!

91.

Weimar, 22. Febr. 1878.

Daß wahre Dichter auch wahre Propheten sind, kommt vor. Daß sie es in dem Maße wie Sie,

[1]) Der russisch türkische Krieg, der am 3. März 1878 durch den Frieden von St. Stefano beendet ward.

selten. Als Sie nach Rom reisten, erwähnten Sie mir gegenüber der Erwartung — richtiger gesagt: der Möglichkeit — eines Thronwechsels im Vatikan. Und was haben Sie nun erlebt[1]? Ihr Brief vom 13. d. M. fand mich im Begriff, Sie zu bitten, mir den Eindruck zu schildern, den die rasch aufeinander in Rom folgenden Ereignisse auf Sie gemacht haben mußten, — ich sehnte mich, in Ihrem unabhängigen Geist die Tatsachen sich spiegeln zu sehen, von denen die Welt erfüllt ist. Da kam Ihre Güte mir zuvor. Ermessen Sie meinen Dank. Sie zuerst waren es, die mich bestimmt benachrichtigte, daß dem Tod des Papstes mit ebensoviel Gleichgültigkeit begegnet wurde, als innige Trauer der Widerhall des Todes des Königs war. Ob diese letztere ihm allein nur galt, ob sie nicht der möglichen Zukunft auch geweiht, Sie müssen mir das sagen. Nun hat diese Zukunft in überraschender Schnelligkeit einen neuen Statthalter Christi auf Petri Stuhl erhoben; noch ist er nicht so klug gewesen — wie Sie richtig den zu wagenden Schritt bezeichnen —, hinauszufahren in der alten Karosse in die ewige Stadt. Wird er diese Lüge des Gefängnisses fortsetzen? Wird er den Widerspruch mit dem Vorgänger durch das Aufgeben der künstlichen Fesseln wagen? Und dann — wird er neben dem mit dem Fluch der Kirche beladenen Landesherrn leben, in ein und derselben Residenz?

[1]) Am 7. Februar 1878 war Papst Pius IX. gestorben.

Oder wird er zur Aussöhnung mit den fluchbeladenen Autoritäten schreiten, vor deren Forum er und die Seinigen als Bürger dieses Staats gehören, — Autoritäten, die sich wenigstens ebensosehr vor ihm zu beugen haben? Welch eine Verstrickung! Und die Nation — was sagt diese dazu? So könnte ich Seiten mit Fragen beschreiben, die aneinander sich reihen in ununterbrochener konsequenter Folge. Doch deren bedarf es nicht, denn Sie ahnen, Sie kennen sie alle.

Indessen schreitet die große Wandlung im Osten weiter fort und bringt — wie das Auge des Bergsteigers beim Erklimmen immer neue Gipfel emporsteigen sieht im Hochgebirge — immer neue Probleme hervor. Sie nehmen so herzlichen Anteil an meiner Familie, daß ich nicht erst Ihnen zu erklären brauche, wie bange es mir oft war und ist, mein Kind und meine Frau inmitten des sich verengenden Zentrums zu wissen, das schon so oft die Arena der Weltlose war[1]. Meine Hoffnung ist in Gott. Er wird es gnädig fügen!

Noch habe ich die Artikel nicht gelesen, die Sie so gut waren, mir zu senden[2]. Ich bin nicht gewohnt, Ihre Werke flüchtig anzusehen. Ich brauche also Zeit, und diese gebricht mir jetzt

[1] Die Großherzogin war zum Besuch bei ihrer Tochter, der Prinzessin Reuß, in Konstantinopel, wo Prinz Reuß damals deutscher Botschafter war.

[2] Briefe aus Rom, vier Feuilletons der „Kölnischen Zeitung".

vollständig. Empfangen Sie indessen meinen herzlichen Dank!

92.

Weimar, 16. März 1878.

Lassen Sie mich Ihnen herzlich für die Glückwünsche danken, welche mir Ihr Brief von dem 11. d. M. überbrachte. Sie scheinen sich bereits zu verwirklichen, denn gute Nachrichten, Gottlob, fahren fort, aus Konstantinopel die erste Freude über die Nachricht[1]) zu erneuern und fortzusetzen.

Die Macht der Kinder wächst, indem man den Wert des Lebens mehr erkennt; die „Macht“ nenne ich den Einfluß, den das sich entwickelnde Kind auf den dasselbe beobachtenden Menschen ausübt, und erzogen durch das Kind wird dieser, indem er jenes zu entwickeln sucht. Dies ist meine Antwort auf Ihre Frage.

Sie beantworten diejenige, welche ich in dem vorigen Briefe über die Zustände in Rom an Sie richtete, obgleich ich glaube, daß Sie diesen noch nicht erhalten haben. Was Sie sagen, entwirft ein für die Zukunft beunruhigendes Bild der Gegenwart. Denn in der Tat ist die Unsittlichkeit der Rost jedes Staates, eines so jungen wie Italien besonders. Der allgemeine Drang nach Bildung, wenn er dauert, wird allmählich indes ein Gegenmittel abgeben; wäre er auch nur aus Eitelkeit,

---

[1]) Geburt eines Enkels des Großherzogs am 4. Juni 1878.

hinter den andren Nationen nicht zurückzubleiben, so wäre doch ein Fortschreiten gesichert. Aber der Enthusiasmus, der schöpferische, der bei dem Bilden des Staates aufloderte, verlischt, und die Gefahr scheint denkbar, daß der neue Papst nicht wie der vorige gegen jedes Entstandene und jeden Fortschritt eifert, sondern mit dem Vorhandenen gegen das Entstandene kämpft. Dann wäre er gefährlicher als der Vorgänger.

Ich bin im Begriff, nach Berlin zu reisen, wo ich Ihrer gedenken werde. Mithin umgeben dort wie hier meine besten Wünsche Ihre Wege.

93.

Belvedere, 27. Juni 1878.

Ich habe Ihren so bedeutungsreichen Brief, meine verehrte Frau, aus Bern von dem 9. d. M. wiederholt gelesen und immer mit erneutem Interesse. Nun empfangen Sie meinen Dank, der ein sehr herzlicher ist, wenn auch nur durch wenige Worte ausgedrückt. Gesinnungen wie diejenigen, welche ich Ihnen bewahre, bedürfen dieser nicht; Beurteilungen aber wie diejenigen, welche Sie von mir wünschen, verlangen deren zu viel, als daß ich sie einem Briefe anvertrauen möchte. Sie kennen mich aber glücklicherweise zu lange und zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß ich wohl fühle, was Sie bewegt, und daß meine durch die neuesten Ereignisse tief erschütterte Seele eben deshalb dies

zu sagen berechtigt ist. Gott hat uns durch das doppelte Attentat auf den Kaiser[1]) eine schwere Prüfung erfahren lassen, aber auch ebensosehr seinen Beistand. Er wird auch ferner beweisen, daß seine Hilfe nicht fehlt, wo der Glaube an ihn und die dementsprechende gewissenhafte Tätigkeit besteht. Möge hierdurch bei der Erziehung — wie Sie so richtig bemerken — das Gefühl der zu erfüllenden Pflichten, nicht bloß der zu genießenden Rechte, entwickelt werden! — Ich werde der Kaiserin Ihre Teilnahme nicht vorenthalten. Gebe Gott, daß ihre Gesundheit nicht unter so viel Schreck und Sorge noch mehr leide!

Ihre treue Erinnerung an mein Regierungsjubiläum[2]) rührt mich, wie Ihre gütige Beurteilung mir von hohem Wert ist. Das Leben lehrt, daß es doch am meisten auf den redlichen Willen ankommt, das Gelingen aber Gott anheimsteht. So will ich nur von meinem redlichen Willen reden.

Von Herzen wünsche ich Ihnen das beste Gelingen Ihrer Kur in dem mir so lieben und für mich an Erinnerungen reichen Ragaz, wohin ich Ihrem Wunsche gemäß diese Zeilen richte.

[1] Das Hodelsche Attentat hatte am 11. Mai, das Nobilingsche am 2. Juni 1878 stattgefunden.

[2]) Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs fand am 8. Juli 1878 statt.

94.

Belvedere, 19. Juli 1878.

Vergeben Sie mir, meine Verehrte, wenn ich nur mit wenig Worten für Ihren Brief aus Ragaz, für die wohlerhaltenen Alpengrüße, für die Glückwünsche danke, durch welche Zeichen Ihrer Güte Sie mein Jubiläum umgaben. Fast überwältigt von den Beweisen der Erinnerung wie von den denselben entsprechenden Pflichten der Dankbarkeit, muß ich mich mit aller Gewalt konzentrieren, um jedem Erfordernis zu genügen, und so weiß ich kaum Zeit und Pflicht in Gleichgewicht zu erhalten. Indes hat zum Glück die Herzlichkeit ein Recht, von jedem Menschen erkannt zu werden, welcher die Sprache des Herzens in Wahrheit redet. So werden Sie denn auch meiner Erkenntlichkeit gern glauben für die Worte, durch welche Sie die Ernte derjenigen Saat begrüßten, welche meine Vorfahren ausstreuten, und die Gott aufgehen ließ. Möge er auch ferner seinen Segen geben!

Kehren Sie gestärkt zurück und für fernere Tätigkeit gekräftigt.

95.

Eu, 12. Nov. 1878[1]).

Für Ihren nach Ihrer Rückkehr geschriebenen Brief spreche ich Ihnen meinen herzlichen Dank

[1]) Der Großherzog hatte im Spätherbst 1878 eine Badereise nach Biarritz benutzt, um von Paris aus seinem Verwandten.

aus. Ich tue dies im besonderen für dasjenige, welches Sie über die Monumente in Weimar, über Weimar selbst äußern. Was Weimar zu erstreben hat und erstrebt, wissen Sie; dies Bemühen von Ihnen anerkannt zu sehen, ist mir als dem Verwalter des Anvertrauten eine wahre Freude.

Sie werden mir ebenfalls glauben, wenn ich von gleicher Empfindung bei der Nachricht, daß Sie glücklich heimgekehrt sind, spreche. Indessen kann ich eine Klage nicht unterdrücken, daß Sie sich dem Ihnen so sympathischen, also so wohltuenden Süden entrissen, um im Norden wieder die Orte kaum erst durchlittenen Kummers aufzusuchen. Sie können überzeugt sein, daß ich, so Gott will, mir die Freude, Sie zu besuchen, nicht entgehen lassen werde. In jedem Falle genießen Sie jetzt wieder die — allerdings etwas zweifelhafte —, den Ereignissen, den täglichen, näher zu sein, von denen man in der ganzen Zauberei des Südens sich doch meist recht entfernt fühlt. Möge Ihre große Begabung in dem Vaterlande auch wieder Großes wirken.

96.

Weimar, 17. Januar 1879.

Gutes zu wollen und das Bewußtsein zu genießen, Gutes zu wirken, während die Gesundheit

dem Grafen von Paris, einen Besuch von einigen Tagen auf Schloß Eu abzustatten.

sich erhält, erscheint mir unter den Wünschen als einer der besten. Möge Gott ihn denn zu Ihrem Besten segnen — nicht besser wüßte ich zunächst Ihren Brief von dem 11. d. M. zu erwidern, während das Jahr an Alter und Ernst zunimmt.

Das geistreiche Wort über die eigentümliche Lage, in der wir Deutschen uns befinden, wenn wir Italien gekostet haben und im Vaterlande weiterleben, ist eine reizende Umhüllung jener Benennung, die mir gegenüber Radowitz einst gab, als ich nach Italien abzureisen im Begriffe war. Er nannte es „das ewige Sehnsuchtsland der Deutschen". Die Empfindungen, welche mir durch Ihre Zeilen verraten werden, scheinen mir beiden Auffassungen recht zu geben, denn die Erklärungen betreffs Ihrer Rückkehr verdecken nur sehr dünn Ihr Bedauern, daß Sie letztere ausgeführt haben. Würden Sie mir nur gesagt haben: die gänzliche Niederlassung in Italien würde Sie zu sehr der Fühlung mit der geistigen Bewegung diesseits der Alpen entrücken, so glaubte ich Ihnen mehr, — so weiß ich nun, daß ein Stück Ihrer Seele drüben blieb, und werde mich gar nicht wundern, ginge das andre wieder zurück, sich bleibend mit dem ersten zu vereinigen. Indessen lassen Sie uns bei nächster Gelegenheit die Aquarellen zusammen betrachten, wo wir ersehen, „wo der Pfeffer wächst" und wir uns gegenseitig so von Herzen hinwünschen. Zunächst aber lassen Sie mich die immer neue Wiederholung immer älterer Gesinnungen aussprechen.

97.

Weimar, 10. Juni 1879.

Für Ihren liebenswürdigen und bedeutungsreichen Brief danke ich Ihnen, meine Verehrte, auf das herzlichste. „Su gärne"[1]) möchte ich, daß Sie dies in seiner vollsten Bedeutung auffaßten.

Je unbehaglicher augenblickliche Eindrücke sind, je weniger ist man meist geneigt, dieselben anders als im einzelnen zu beurteilen, während die Forschung lehrt, daß sie dann am meisten nur im Zusammenhang mit dem ganzen Großen und vom Standpunkt des letzteren betrachtet werden müssen und können. Dies bewahrheitet sich bei den Zuständen, die Sie erwähnen. Deshalb hatte Ihr Gatte so recht, auch in seinem auf die Entwicklung der Zustände sich beziehenden Urteil die Ansicht Goethes festzuhalten, der das Spiralbildende des menschlichen Entwicklungsganges hervorhebt. Und beide hatten abermals recht, gegen die Meinung zu protestieren, daß Erziehung sich auf Naturwissenschaft gründen lasse. Sehr richtig und natürlich führt Sie diese Überzeugung zu einer Religion der Liebe, also dem Christentum. Denn nur auf diese, auf die Liebe, gründet sich dieses. Das Leben aber lehrt, daß diese Lehre Wahrheit ist, denn sie entspricht dem innersten Bedürfnis der Seele.

[1]) Volkstümliche schlesische Aussprache für „zu gerne".

Das Werk Kingsleys „Hypatia“ [1]) höre ich sehr loben. Noch aber konnte ich es nicht einflechten zwischen „Sollen“ und „Wünschen“. Ebensowenig, glaube ich, wird es mir gelingen, Ihnen bei meinem bevorstehenden Besuch in Berlin einen Besuch zu machen. Lassen Sie mich daher durch diese Zeilen vertreten sein, die ich mit dem alten Ausdruck noch älterer, Ihnen wohlbekannter Gesinnungen schließe.

98.

Biarritz, 25. Oktober 1879.

Aus Ihrem Brief aus Berlin von dem 19., für den ich Ihnen meinen herzlichsten Dank ausspreche, ersehe ich mit Freude, daß es Ihnen, Gottlob, gut geht, und mit einigem Erstaunen, daß Sie unschlüssig sind, ob Sie den Winter in Berlin einem in Rom vorziehen sollen. Hieraus werden Sie ohne Mühe entnehmen, welchen Rat ich geben würde, stünde mir ein solcher zu. Dementsprechend freue ich mich, daß Sie diesen Sommer benutzten, sich neue Horizonte und mithin neue Interessen zu sichern [2]). Von den mir genannten Städten kenne

---

[1]) Charles Kingsley, Hypatia oder Alte Feinde mit neuem Gesicht. 1852 (Deutsche Übersetzung 1858) — den Kampf der niedergehenden heidnischen Philosophie mit dem aufsteigenden Christentum behandelnd.

[2]) Fanny Lewald-Stahr hatte eine Reise nach Holstein und Dänemark gemacht, deren Eindrücke später in einem Buch „Vom Sund zum Posilipp. Briefe aus den Jahren 1879 bis 1881. Berlin 1883“, niedergelegt sind.

ich Kopenhagen nicht, Kiel so gut wie nicht, Lübeck genug, um zu bedauern, es nicht besser zu kennen, denn dort knüpft sich an vielbedeutende Repräsentanten merkwürdiger Vergangenheit eine bemerkenswerte Gegenwart, die eine glückliche Zukunft möglich macht. Der Gemeinsinn der Stadt, welcher das Schöne, das ihm überkommen, achtet und bewahrt und dadurch sich selber ehrt, ist ein lehrreiches Beispiel für unser Reich. Wenn jeder Staat und jeder bedeutende Ort und jede Familie, welche Kunst mit Industrie verbindende Schätze besitzt, das Bedeutende des Überkommenen durch Veröffentlichung von Verzeichnissen bekanntmachen wollte, und wenn photographische Nachbildungen sich hiermit verbinden ließen, so würde man — ich sage es voraus — erstaunen über das Bedeutende, was von dem Vaterland verborgen wird, ohne es weder zu kennen noch immer kennen zu wollen. In meinem Land habe ich mit einem dahinzielenden Versuch begonnen[1]. Bemerken muß ich übrigens, daß das Aufstapeln einer Menge Gegenstände an einem Ort nicht meiner Ansicht entspricht, weil eine Menge Objekte ihren größten Wert verlieren, wenn sie dem historischen Rahmen entrückt sind,

[1]) Diese Ideen sind für das Großherzogtum Sachsen der Verwirklichung entgegengeführt durch das seit 1888 von Professor Lehfeldt herausgegebene Werk „Die Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Jena", welches auch die beweglichen, in öffentlichem oder Privatbesitz befindlichen Gegenstande der Kunst und Kunstindustrie berücksichtigt.

dem sie angehören. Die so leichten Verbindungsmittel in Deutschland würden es möglich machen, daß der Lernende und Kunstliebhaber mit dem Katalog in der Hand leicht die bezeichneten Örtlichkeiten besuchen könnte. Welche Folgen aber für die Industrie, für die Kunst, für den Gemeinsinn, ja, die Liebe zum Vaterlande eine solche Pflege haben würde, ist unberechenbar. Ihre Feder sollte mir dabei helfen!

Diese Gedanken sende ich Ihnen freundschaftlich von dem Ufer des Meerbusens von Biscaya, umrauscht von den Fluten des Atlantischen Ozeans.

99.

Weimar, 13. Januar 1880.

Wenige Ihrer Briefe, verehrte Gönnerin, haben mir so viel Freude gemacht als der aus Rom vom 28. v. M., auf welchen meine Dankbarkeit Ihnen heute antwortet. Denn zunächst kommt er eben aus der ewigen Stadt, wohin, wie Sie sich erinnern werden, mein auf Überzeugung gegründeter Rat Sie wünschte; sodann beweist mir die Frische Ihrer Wahrnehmungen und Ausdrucksweise, daß Sie fühlen: es geht Ihnen gut. Mit solch doppelt günstigem Eindruck danke ich Ihnen um so herzlicher. Auch deshalb, weil Sie so von Herzen mir Glück wünschen. Solche Art Wünsche haben denn immer eben auch die meiste Aussicht auf Erfüllung. Dieses letztere möge sich denn auch besonders darin

bewähren, daß ich Rom endlich wieder genießen könne. Ich sage nicht bloß „sehen“; denn ich sehne mich wieder zu erfrischen in dem „Sein in Rom“, in dem nur dort zu empfindenden Bewußtsein, daß man, auch ohne es bestimmt zu wollen, lernt, indem und wie man atmet. Ihre umfassende Betrachtung, deren Schilderung ich Ihrem beredten Geiste verdanke, beweist mir, daß die Gegenwart doch nur neben der Vergangenheit lebt, und wie die Lagunenbrücke die insulare Eigentümlichkeit der Lagunenstadt Venedig nur erhöht, auch in Rom die Gegenwart nicht die Macht der Spuren größter Vergangenheit vermindert. Dessen freue ich mich in Gedanken, freue ich mich für Sie in der Gegenwart und für mich, so Gott will und ich lebe, in der Zukunft. Ich hoffe von dieser, daß auch der Sommer Sie, wie Sie es wünschen, in Italien halte; denn ich kann nur Gutes wünschen.

100.

Weimar, 17. Febr. 1880.

Von Herzen lassen Sie mich Ihnen für Ihre so freundschaftliche Absicht danken, mir Freude zu machen, für den Beweis ersterer: die Sendung Ihrer „Reisebriefe“, endlich für die Zeilen, durch welche Sie dieselben begleiteten. Ist Freude bereiten zu wollen ein schöner Herzenszug, so ist das Geschick, sie zu bereiten wissen, eine der glücklichsten Gaben. Mit diesem Gefühle begrüße ich die Ihrige

und freue mich, durch Sie zurückgeleitet zu werden in das „ewige Sehnsuchtsland von uns Deutschen“, im besonderen nach Rom, wo ich immer mit etwas wohnen geblieben bin. — Daß mir schon Bekanntes in Ihren Briefen wiederbegegnen wird, ist mir sehr willkommen, wie man liebe Bekannte gern wiedersieht.

Ich freue mich, so gute Nachrichten von Ihnen zu erhalten, ich freue mich, Gott sei Dank, Ihnen gute von mir geben zu können. Mir ist dieser strenge, aber schöne Winter sehr gut bekommen, und hat mich derselbe in steter und wachsender Tätigkeit gehalten. Ich hoffe, Ihnen baldmöglichst, so Gott will, davon zu erzählen. Einstweilen küsse ich Ihnen die Hand und bleibe wie immer und aufs neue Ihr dankbarer C. A.

101.

Belvedere, 13. Juli 1880.

Für dieses Mal werden Sie mir gestatten müssen, mit einem Vorwurf diesen Brief zu beginnen. Weshalb traten Sie nicht an mich heran, als Sie mich auf dem Eisenacher Bahnhof erkannten? Ich versichere, daß weder die Prinzessin von Asturien, die mir Lebewohl sagte, noch die ganze Grandezza ihres Vaterlandes mich nicht hätte verhindern sollen, Sie zu begrüßen. Ich indes erfuhr erst durch meine Umgebungen, daß man Sie im Zug erkannt zu haben glaubte, als dieser schon fort-

gebraust war. Und nun lassen Sie mich herzlich für Ihren Brief und den Zeitungsartikel[1]) danken, den Sie eingelegt haben. Ich habe beide mit dem besonderen Interesse gelesen, welches ich jedem Ihrer Briefe, jedem Erzeugnis Ihrer Feder so gern zolle. Mit welcher Spannung ich im voraus auf das Goethestandbild blicke, werden Sie um so mehr mir glauben. Ich höre allgemein es bewundern, Ihre Feder aber hat beide geehrt, den Künstler wie sein Werk. Ich teile Ihre Ansicht über die anatomisierende Tendenz unsrer Zeit betreffs der Schöpfungen wie der Urheber derselben, unsrer großen Dichter. Allein natürlich scheint es mir, daß die deutsche Nation sich immer wieder und immer mehr mit Goethe beschäftigt, denn je mehr unsre Nation vorwärts schreitet, desto mehr wird sie auf Goethe zurückkommen, denn sie wird ihn, gerade ihn, immer mehr und mehr brauchen. Die Erscheinung des Goethe-Jahrbuchs ist ein Beweis hiervon[2]).

Möge indessen die gelungenste Kur beweisen, daß ich Ihnen nicht umsonst immer das Beste wünsche.

---

[1]) Über Schapers Goethe-Standbild in Berlin, in der „Kölnischen Zeitung“.

[2]) Der erste Jahrgang des gegenwärtig beim fünfundzwanzigsten Jahrgang stehenden Goethe-Jahrbuchs, herausgegeben von Ludwig Geiger, war 1880 erschienen.

102.

Weimar, 19. Februar 1881.

Vielfältigen Dank, meine verehrte Gönnerin, habe ich Ihnen für Ihren Brief und für die Sendung zu sagen, von welcher Ihre Zeilen die Begleiterinnen waren. Vor allem aber danke ich Ihnen für die so freundschaftliche Absicht, mir Ihr Bildnis[1]) zu bestimmen, denn Sie wußten, welche Freude Sie mir bereiten würden. Mit der Versicherung, daß Ihnen diese Absicht gelungen, vollständig gelungen, danke ich Ihnen am richtigsten. Daß also mein Dank auch der herzlichste ist, wissen Sie, um so mehr Sie sich dies selbst sagen müssen. Ihr Bildnis ist sehr gelungen; sein Ausdruck ist ernster, als ich bei Ihnen gewohnt bin, aber er stört nicht die Ähnlichkeit, und diese ist tadellos. Sie haben recht gehabt, den Wunsch Liszts zu erfüllen, er hatte recht, ihn zu hegen; der Künstler ist der Ehre wert, die Sie ihm antaten, als Sie ihm zu seiner Arbeit saßen. — Diejenige Medaille, welche das Bild Liszts[2]) darstellt, halte ich für sehr gut: als Arbeit, als Ähnlichkeit, als Geschmack. Ich lobe die Arbeit an dem Bildnis des Papstes,

---

[1]) Ein von dem 1882 verstorbenen Bildhauer und Modelleur Hermann Wittig in Rom ausgeführtes Medaillonbildnis. Von demselben Künstler sind auch die beiden weiter erwähnten Medaillen.

[2]) Angefertigt aus Anlaß seines siebzigsten Geburtstages.

ich vermag aber ein gleiches nicht an der Rückseite der Medaille zu tun. Malerisch kann ich nämlich mir die Gruppe der Figuren mit dem Hintergrunde auf einem Gemälde, selbst auf einem Relief denken. Auf einer Medaille ist das Malerische nicht an seiner Stelle. Hier muß Konzentration, mit Deutlichkeit durch Schönheit verbunden, die Grundbedingung sein. Die Medaillen des Cinquecento drücken aus, was und wie ich's meine. Eine Dame, welche Rom längere Zeit bewohnte, sagte mir gestern abend, der Papst selbst habe diese Zusammenstellung bedungen. Das erklärt manches. Hätte der Künstler freie Hand gehabt, würde es, nach meiner schwachen Meinung, genügt haben, den Heiland vor den knieenden, schlüsselempfangenden Leo XIII. zu stellen. — Sagen Sie mir nun, bitte, wie ich dem Künstler zu danken habe. Da Sie in seinem Auftrage mir die Medaillen senden, wage ich, Sie um die Übermittlung meines mündlichen Dankes zunächst zu bitten. Dann möchte ich einen schriftlichen Dank direkt folgen lassen; was aber dann diesem? Je mehr man jemanden schätzt, je individueller muß der Dank sein, den man ihm schuldet. Nur Sie können mir hier raten. — Ach — könnte ich mündlich diesen Rat mir holen! Dieser Seufzer sagt alles, was ich schreiben könnte. Sie werden ihn am besten auch auslegen können. In wiederholter Dankbarkeit küsse ich Ihnen die Hände als

Ihr ergebener C. A.

103.

Ohne Datum.
(Weimar, Anfang 1882.)

Mit rechter Freude habe ich Ihren Brief von dem Ende vorigen Monats begrüßt, mit nicht geringerer ihn gelesen, möge nun mein Dank, meine Hochverehrte, Ihnen gleichfalls willkommen sein. Mir ist es in Wahrheit zunächst, Sie wohl, Sie rüstig, Sie also tätig zu wissen. Denn beides, erstere kann ich mir eigentlich nur dann wirklich denken, wenn das letztere damit verbunden ist. Deshalb wage ich auch, es mir gar nicht bange werden zu lassen, wenn Sie sagen: „Sie könnten es tun, Sie könnten es auch lassen." Denn keineswegs werden Sie es lassen können noch dürfen, aufzuhören, tätig zu sein, am allerwenigsten im Sinne Ihres Gatten, der es immer im Bereiche der Veredlung, der fortgesetzten Bildung zu sein strebte. Dafür aber, für Veredlung, für Zunahme an Bildung innerhalb unsrer deutschen Nation, bietet sich, sollte ich meinen, ein weites Feld, besonders, was die wahre politische Bildung betrifft. Einstweilen senden Sie mir ja, da Sie selbst so gütig mir es anbieten, Ihre Blätter aus Sorrent, dem mir so wohlbekannten, von mir lang bewohnten Ort. Möge der Winter im Norden Ihnen nicht den im Süden zu sehr vermissen lassen, denn vergessen läßt sich der Süden nun einmal nicht. Von diesem allen mich mit Ihnen persönlich zu

unterhalten, wird mir hoffentlich bald die Gelegenheit werden und Ihnen dann für die so gute und ähnliche Photographie in berühmter Örtlichkeit wiederholt zu danken, durch welche Ihre Güte mich überrascht[1]), Ihre Freundschaft mich erfreut hat. Sie aber wissen, wie sehr beide Gesinnungen mich gemacht haben zu

Ihrem aufrichtig ergebenen C. A.

104.

Weimar, 24. Febr. 1882.

Da rasches Genießen nicht der Geschmack eines jeden, insbesondere nicht der meinige ist, so werden Sie mir verzeihen, daß ich langsam — nicht schnell — mir mein geliebtes Sorrent emporzaubern lassen wollte. Und so kam es, daß ich Sie bis morgen auf meinen heutigen Dank warten lasse, um so mehr ich gern das mir Zugesandte[2]) lesen, ehe ich darüber schreiben wollte. Nunmehr aber sei Ihnen, meine gütige Freundin, mein um so herzlicherer Dank dargebracht für die Absicht, mir Freude machen zu wollen, wie für die Ausführung ersterer. Dies sagt aber schon, was ich im einzelnen nur wiederholen müßte, sollte ich die Wirkung Ihrer Feder schildern. Nur das gelingt, was man liebt,

---

[1]) Eine Photographie Fanny Lewald-Stahrs mit dem Hintergrund der antiken Fresken aus dem Hause der Livia auf dem Palatin.

[2]) Briefe aus Sorrent im Feuilleton der „Nationalzeitung".

deshalb gelang Ihnen Ihre Sorrentiner Schilderung so vortrefflich, um so mehr Sie die Wahrheit durch Natürlichkeit mit der Schönheit der Sprache verbinden. Darin liegt die eigentümliche Kraft wie Grazie Ihres Stils. Dies aber sage ich Ihnen, weil ich Ihnen Wahrheit schulde, nicht aber Ihnen schmeicheln will.

Die Wahrheit ist es auch, welche Sie in Ihrem Urteil über die Kaiserin, meine Schwester, sagen. Diese Wahrheit resümiert sich aber in dem einfachen Worte „Pflichtgefühl". Dies ist durch Gottes Hilfe Ihre Lebenskraft, wie es ihr Lebenswerk immer ist. Daß Sie dies erkennen, freut mich, wie, daß Sie mir es aussprechen, um so mehr Sie wissen, weil Sie es fühlen, was der Name, den wir tragen, was der Name „Weimar" uns Geschwistern auferlegt.

Möge der milde Winter, der schon von Frühling spricht, Ihnen wohltun und mir die Freude gönnen, Ihnen bald wieder persönlich meinen Besuch abzustatten und in traulichem Gespräch mündlich meine Ergebenheit zu beweisen.

105.

Weimar, 21. April 1882.

In allen Sprichwörtern liegt Wahrheit, deshalb dauern sie auch. Mögen Sie, meine Verehrte, die Wahrheit des Sprichwortes „Was lange währt, wird gut" bestätigt finden, indem Sie die

irdene Ware Bürgeler Industrie[1]) betrachten und dann gebrauchen, die ich — endlich — Ihnen zusende. „Endlich“ sage ich, denn seit ich im März Ihre Zimmer verließ, ist die Bestellung nach jenen Gefäßen sofort gemacht worden. Beurteilen Sie nun danach meine Ungeduld, bis jetzt Sie haben warten lassen zu müssen, statt das Versprechen sofort erfüllen zu können. Allein, jene Töpfer sind ebenso tätig im Arbeiten als lässig im Denken, denn statt für ein Musterlager im Ort oder in Weimar zu sorgen, wo man das zu Bestellende aussuchen könnte, arbeiten sie nur dasjenige, was im Orte selbst bestellt wird, ohne etwas vorrätig zu haben. Mit der Erfahrung wird sich auch wohl die Klugheit einstellen. Einstweilen lassen Sie mich auf Ihre Güte hoffen, um meine Sendung nur als eine solche anzusehen, welche dem gewöhnlichsten Hausbedarf, keineswegs aber dem Schmucke dienen soll. Immerhin ist erstrebt, das bloß Nützliche in gefällige Form zu kleiden.

Das herrliche Frühlingswetter begleitet meine Sendung. Sei das erste ein günstiges Zeichen für die Aufnahme der zweiten; dieses wünscht aufrichtig Ihr Ihnen herzlich ergebener C. A.

[1]) Die in Bürgel bei Jena von alters her heimische Tonwarenindustrie war durch fördernde Maßnahmen der weimarischen Regierung, welchen der Großherzog sein besonderes Interesse zugewandt hatte, auf eine höhere Stufe erhoben worden.

106.

Wartburg, 10. Mai 1882.

Den Beweis zu empfangen, Freude gemacht zu haben, wo man diese beabsichtigte, ist immer eine wahre. Sie bereiten sie mir durch Ihren Brief vom 24. v. M. Mit dieser Versicherung und Empfindung lassen Sie mich meine Antwort beginnen. Etwas erschreckt wurde ich durch die Bemerkung, daß Sie die Bürgeler Ware auch zum Schmuck gebrauchen; denn nur zum täglichen Gebrauch und Hausbedarf war sie bestimmt und ist sie geeignet mit Ausnahme vielleicht von den langhälsigen kleinen Gefäßen zu Blumen. Indessen mag dem sein, wie ihm wolle, den Lebensbedarf und Gebrauch zu schmücken, ist ein Hauptzweck der Industrie — wie meiner Gabe.

Ihre kritische Beleuchtung Wallensteins scheint mir neu, aber wahr. Ich möchte glauben, daß dieselbe Überzeugung, welche ihn, Schiller, anderswo sagen läßt: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie stets Böses muß gebären[1]", dem Autor den Verrat als gleichsam die Atmosphäre bezeichnen mochte, die den Verräter Wallenstein allein umgeben konnte, und wechselweise wirkend den Eindruck des Fatums erzeugt, das unerbittlich herrscht

[1]) Das Zitat würde genau zu lauten haben:
Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

und die Hauptperson mit ihrem Haus in den Abgrund stürzt.

Was die stilistisch schönen Phrasen von Renan [1]) betrifft, so müssen Sie mir gestatten, entgegengesetzter Meinung zu sein. Will er die Erscheinung des Heilandes nach seiner Auferstehung für eine Halluzination der Maria Magdalena halten, so ist das Renans Sache. Halluzination dürfte es aber schwerlich gewesen sein, daß so viele andre — Apostel, Schüler usw. — den Heiland, den Auferstandenen, nach ihr sahen, erkannten, von ihm belehrt wurden, Halluzination ist auch nicht das sich entwickelnde und immer mächtiger werdende Christentum, das der Gott der Liebe und Wahrheit durch den Glauben an die Unsterblichkeit seitdem entwickelt. Zudem ist „Gott nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen“, wie die Schrift und der in uns gelegte Geist sagt.

Auch ich erhielt durch eine Dame aus Eisenach, die allmählich sich von dem Typhus erholt, dem sie im vergangenen Jahre in Rom und Castellamare fast erlag, soeben die Bestätigung der Typhusgefahr, der die Besucher Roms jetzt ausgesetzt sind. Sollte denn eine Desinfizierung nicht möglich sein? Die Gefahr drängt sich auf, wie es die sibyllinischen Bücher dem Kaiser Augustus taten.

Mein Sohn dankt sehr für das Urteil, welches

---

[1]) In Ernst Renans „Les apôtres“ (1866) als Fortsetzung der „Vie de Jésus“ (1863).

Sie über seine Stiftung Bürgeler Waren in das Gewerbemuseum in Berlin fällen, und ich danke schließlich ebensosehr für die mir gesendete Fortsetzung Ihrer „römischen Briefe" — dieser schönen Blätter der Erinnerung, von hier aus, von diesem Ort der Erinnerungen.

107.

Biarritz, 30. Oktober 1882.

Gestatten Sie mir, meine stets gütige Gönnerin, nicht erst auf den Empfang des zweiten Beweises dieser Titulatur, Ihr Werk, zu warten, sondern gleich jetzt den Dank für dasselbe mit dem für den ersten Beweis, Ihren Brief, zu verbinden, der mich hier erfreute. Um so mehr ich befürchte, daß mich das Werk in Weimar erwarten wird, da mir nur Briefe an diese ferne Küste eigentlich zugesendet werden. Und um so besser ist dies, denn so freue ich mich schon im voraus, durch Ihren Zauberstab wieder in dem „Sehnsuchtsland der Deutschen", wie Herr von Radowitz Italien nannte, zu wandeln und Ihnen dann ein wiederholtes Mal zu danken —, wohl möglich in Berlin, wohin ich vielleicht im Dezember, so Gott will, komme.

Bei ruhigem, sonnenbeleuchtetem Meere schreibe ich diese Zeilen; bei entsetzlichstem Sturm würde ich sie die verflossenen Tage haben schreiben müssen. Auch hier ist der Herbst dieses Jahres eine Reihe wechselvoller, oft sehr schlechter Tage; Schlimmeres

hört man aus Italien. Der Norden sprach und spricht vom Gegenteil, denn während Italien fast ertrank, sonnte ich mich fortwährend an den nicht erbleichenden Strahlen lappländischer Sonne[1]). Es ist ein sonderbares Jahr, eine sonderbare, fast rätselhafte Zeit!

Sie tun sehr recht, sich den anregenden und vielsagenden Briefen Goethes und Schillers wieder hinzugeben, wie ich fühle, recht getan zu haben, in gleicher Zeit „Wahrheit und Dichtung" wieder vorzunehmen, ist doch Goethe der Geist, den ich absolut immer nötig habe, um mich weiterzubilden, und um das Leben möglichst richtig zu verwerten. Mit Ihnen glaube ich, daß beiden — Goethe wie Schiller — durch die geringere Zersplitterung ihrer Zeit geholfen wurde; mit mir aber werden Sie indes gewiß auch glauben, daß wenige so richtig das Leben zu nehmen wußten als diese, Goethe namentlich, der in seinem

„Frei gesinnt, sich selbst beschränkend"

das Geheimnis seiner Lebensweisheit predigt.

108.

Weimar, 31. Dezember 1882.

Ihre gütigen Zeilen von dem 29. v. M. verpflichten mich zu dem herzlichsten Dank, die „Springflut", mit welchem Worte Sie so richtig

---

[1]) Während einer Anwesenheit in Rußland.

den morgenden Tag charakterisieren, nötigt, auch den Ausdruck meiner Erkenntlichkeit kurz zu fassen. Letzterer ist mithin das Gegenteil meiner Empfindung für Ihre immer sich gleichbleibende Güte und freundschaftliche Teilnahme für mich. Entnehmen Sie hieraus, wie herzlich meine Glückwünsche für Sie sind, die Gott segnen möge, wie egoistisch ich es meine, wenn ich um fernere Gesinnungen, wie die bisherigen waren, bitte.

Bei meinem nächsten Erscheinen in Berlin, so Gott will, werde ich Ihnen dies mündlich wiederholen. Dann auch werde ich versuchen, die beiden Bildhauer Römer und Siemering kennen zu lernen.

Indessen werden längst meine Wartburgsprüche und zerbrechliche Waren bei Ihnen sein.

Für heute nun bitte ich, „hoch und höchst mich zu entlassen“. Ich habe nur noch die Zeit, Ihnen zu sagen, daß ich bleibe Ihr dankbarer C. A.

Das „Stilgemäße“ selbst im Papier ist ein Beweis, daß die Mode unberechenbar ist.

109.

Weimar, 20. März 1883.

Sie wissen es wohl — Sie haben sich nicht geirrt: Sie haben ihn behalten[1]. Er aber dankt

[1]) Auf einen Brief vom 18. März 1883, in dem es heißt: „Ich las neulich in meinen alten Briefen an Stahr die Schilderung des Abends, an welchem Sie die Gnade hatten, mich im Jahre 1848 im ‚Erbprinzen‘ zum ersten Male auf-

Ihnen, und das von Herzen, für so freundschaftliche Gesinnungen. Erhalten Sie mir diese — darum bitte ich! Entnehmen Sie nun aus dem Gefühlten die Wärme meiner Glückwünsche für Sie! Möge Gottes Gnade in dem neuen Lebensjahre Ihnen Gesundheit und Freude am Schaffen erhalten! Den Beweis von letzterem, den Sie so gütig sind, mir zu senden[1]), habe ich soeben und mit rechter Freude gelesen, denn er bringt Wahrheit in schöner Form, und der Humor hat das Paar kopuliert. Und nun lassen Sie mich noch ein paar Worte hinzufügen: sonst, in den Zeiten, aus denen wir müssen das „Stilvolle" entlehnen, also bis zum 17., ja 18. Jahrhundert, baute man von innen nach außen; jetzt geschieht es umgekehrt: man baut von außen nach innen. Sonst war die Einrichtung der Ausdruck der charaktervollen Zeit; jetzt sucht sie nach einem Charakter — die Einrichtung —, weil die Zeit selbst keinen Charakter hat. Dabei ist

zusuchen. Sie ist voll Freude über Ihre Warmherzigkeit, über Ihre Liebe für das Große und Schöne — und schließt mit den Worten: Ich hoffe, den behalte ich!' Verzeihen Sie diesen für die größte Vertraulichkeit geschriebenen Ausdruck um des wohltuenden Gedankens willen, daß diese Hoffnung sich bewahrheitet hat durch Ihre Gunst. Eine Frau, die, wie ich, nur noch wenig Tage von der Vollendung ihrer 72 Jahre fern ist, der erlaubt man schon etwas, und da Sie mir wohlwollend geblieben sind von 1848 bis auf diese Stunde, so erhalten Sie mir dies Glück auch ferner, so kurz oder lang es mir vergönnt sein mag, mich desselben zu erfreuen."

[1]) Über „Stilvolle Wohnungen".

dieses Charakterlose der Einrichtungen, dieser Mangel an Naturwüchsigem doch sehr charakteristisch für die Zeit, wie der Realismus in der Kunst, der zur Apotheose des absolut Häßlichen treibt. Es ließe sich darüber noch viel sagen, ich wage aber nicht, und noch dazu einem Autor wie Sie gegenüber, Ihnen die Zeit zu rauben, um so weniger, als Sie vortrefflich gesagt, was Sie so richtig erkannt haben. Von besonderer Wichtigkeit dabei ist das, was Sie über die Notwendigkeit sagen, den Unbemittelten müsse die Verbindung der Kunst mit der Industrie zugunsten kommen — nicht minder als den Reichen. Das ist eine Aufgabe für unsre hiesigen Industriellen, der ich meine Aufmerksamkeit widmen will. Ist etwas gelungen, erbitte ich mir Ihr Urteil hier, an Ort und Stelle. Einstweilen und immer bleibe ich hier wie überall

Ihr Ihnen von Herzen angehöriger C. A.

110.

Weimar, 20. Juli 1883.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Ihnen die Sommerfrische in Bodenbach so gut tue, als Sie es hoffen, erwidere und danke ich für den Brief, welchen mir der gestrige Tag aus jenen Gegenden brachte, die ich bisher immer nur als Eisenbahnstation mit verstaubten Reisenden, nicht als Ruhepunkt kannte. Wie dem nun auch sei, so scheint mir die Aussicht auf einen Aufenthalt in Ragaz

lockender als die Gegenwart zwischen Eisenbahnzügen. Die Gegenwart Ihrer Schwester wird Ihnen letztere — die Gegenwart nämlich — versüßen, und die Wahl der Bücher, die Sie, meine Hochverehrte, zu lesen beabsichtigen, wird hierzu auch beitragen. „Das Leben und die Schriften Mercks" [1]) kenne ich nicht, wohl aber eine andre Biographie desselben Mannes und manche seiner ungedruckten Briefe, die seinen scharfen Blick und spitzes Urteil kennzeichnen und wohl erklären, daß er von meinem Großvater und Goethe gern begegnet wurde. Über Novalis hat eine Nichte, Frl. von Hardenberg, eine sehr anziehende Lebensbeschreibung geschrieben, die in ihrer zarten Auffassung zu dem zartbesaiteten Dichter paßt [2]).

Das Bild des Dichters der revanche [3]) ist ein charakteristisches für das jetzige Frankreich; ich wüßte in diesem Augenblick nicht, welchen Autor Deutschlands ich zu gleicher Zeit wählen sollte, um uns in unsrer größten Gefahr: „der zersetzenden Parteiungen", zu malen. Dies sind unsre wahren Feinde, von denen uns die größten Gefahren um so mehr drohen, als wir nichts tun, um sie zu beseitigen. Könnte dies mit Monumenten und Aus-

[1]) Adolph Stahr, Johann Heinrich Merck, Ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Oldenburg 1840.

[2]) Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitgliede der Familie. Gotha 1883.

[3]) Paul Deroulède, Stifter der Patriotenliga.

stellungen geschehen, wäre uns geholfen. Die Berliner habe ich nicht besucht, weil ich sie nicht in Ruhe hätte sehen können.

111.

Weimar, 12. Dezember 1883.

Sie sind wie die Natur, die immer wohltuend wirkt und der man immer zu danken hat. Sind meine Briefe eintönig, so tragen Sie, meine Gönnerin, die Schuld daran, denn stets habe ich Ihnen zu danken. Und nun erst heute, wo ich soeben das Werk[1], das Ihre Güte mir bestimmt, erhalte, und überdies begleitet von so herzlichen Worten, die Sie mir unter Gefahr, Ihren Augen zu schaden, schreiben! Ich glaube fast, daß meine Angst größer als meine Dankbarkeit ist. Beiden aber gebe ich Ausdruck; ich habe ein Recht, zu verlangen, daß Sie auch für mich sich pflegen, denn wenn man Freunde hat, muß man auch für diese sich erhalten, denn wir gehören mit einem Teil ihnen an. Erlauben Sie mir nun demgemäß, Sie zu bitten, sich an das Vorlesen, an das Diktieren zu gewöhnen. Daß bei letzterem die Elastizität des Geistes nicht zu Schaden kommt, hat Goethe bewiesen, der fast immer, selbst Briefe, diktierte und diese Art sich auszudrücken für „einen unberechenbaren Vorteil" — dies sind seine Worte — er-

[1]) Stella. Roman von Fanny Lewald. Berlin 1883.

klärte. — Schon durch die Zeitungen bin ich auf „Stella“ aufmerksam. Das Lob, das in den Blättern dem Werk voranging, war ein so vollkommenes, daß ich — hätte ich nicht das Glück, Sie zu kennen — schon jener Preisung wegen an jenes Werk herangetreten wäre. Mit um so größerer Erwartung tue ich es jetzt und freue mich im besonderen auf das vortreffliche Deutsch, das kaum einer vaterländischen Feder so entfließt wie der Ihren.

Ihr letzter Brief war aus Bodenbach; dann sagte mir eine Zeitung, Sie wären in Ragaz; vor ein paar Tagen Fürst Handjery, er habe Sie gesprochen. Dies sind die Etappen bis zu dem heutigen Brief. Ich indes begleitete die Großherzogin im Frühjahr nach Polen, ihr bei der Übernahme ihrer Güter daselbst zu helfen; dann später meine jüngste Tochter in das Seebad von Trouville; endlich folgte ich dem Kaiser zu den Manövern nach Homburg, zu der Enthüllungsfeier auf dem Niederwald. Ich mußte später nach Schlesien und jetzt für — fast nur Stunden — nach Wusterhausen und Berlin. Ich sage „Stunden“; wären es Tage gewesen, sagte ich Ihnen dies alles mündlich.

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsch, daß Gott Ihnen ein recht gesegnetes Jahr schenken, Sie also befreien möge auch von der letzten Spur überstandener schwerer Prüfung. Das Werk „Über Goethes Religionsanschauung[1]“, das ich ebenso-

[1] W. Reveling, Die religiöse Weltanschauung Goethes. Barmen 1884.

wenig kenne wie das andre, dessen Sie Erwähnung tun, wird uns gewiß die nützlichsten, praktischsten Beispiele geben, wie Goethes Geist Gott durch die weise Benutzung der Kräfte anbetete, die er von ihm erhalten. Es bleibt dies immer des Lebens schönste Aufgabe.

Lassen Sie mir nach einiger Zeit — diktierte — Kunde zukommen, ob die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl sich erfüllt haben, die für dasselbe hegt

Ihr dankbarer C. A.

112.

Weimar, 18. Januar 1884.

Sie werden es gewiß natürlich finden, daß ich „Goethe in Heines Werken" erst kennen lernen wollte, ehe ich für die Übersendung des Werkchens dankte. Um so herzlicher tue ich letzteres heute, wo ich ersteres getan habe. Ich bitte Sie, meine Hochverehrte, Herrn Robert-Tornow [1]) all meine Erkenntlichkeit in meinem Namen aussprechen zu

[1]) Walter Robert Tornow, geb. 14. Juli 1852 auf dem Gute Ruhnow in Pommern, gest. in Helgoland 17. September 1895, von Kaiser Friedrich III. zum Bibliothekar der Königlichen Privatbibliothek ernannt, auch in weimarischen Kreisen bekannt, beschäftigte sich eingehend mit Goethe, gab nach Stahrs Tode dessen Werk über Lessing neu heraus. Über Robert Tornow: Herman Grimm, Fragmente, Berlin und Stuttgart. 1900. Bd. I. S. 389 ff.

wollen für die Aufmerksamkeit, die er mir durch Übersendung seiner Arbeit, und noch dazu durch Ihre gütige Vermittlung, erwiesen; nicht minder für das eigentümliche Interesse, das ich empfand, diese unwillkürlichen und daher um so wichtigeren Selbstbekenntnisse des Heineschen Geistes zu empfangen, die er macht, indem er Goethe beurteilt, bald bewundernd, bald beneidend, bald deshalb erzürnt, endlich doch von der Wahrheit überwältigt. Diese Zusammenstellung ist nach beiden Geistern hin — dem Goethes wie dem Heines — von Bedeutung, nach der des letzteren besonders, und freue ich mich aufrichtig dieser Veröffentlichung.

Ich schließe mit dem noch aufrichtigeren Wunsch, daß diese Zeilen Sie bei gutem Wohlsein treffen möchten, ein wahres Kunststück in diesem sonderbaren Winter, wo jeden Morgen und jeden Abend die eigentümlichsten Lichterscheinungen die ungesundeste Luft beleuchten. Die Gelehrten versichern, daß dies noch die Folge der Katastrophe von Krakatau[1]) sei oder wir uns im Schweif eines Kometen befinden, der seinen Kopf verloren. In beiden Ansichten finde ich keinen Trost für Husten und Schnupfen, kaum ein Interesse. Ein großes aber habe ich stets, Sie gesund und tätig zu wissen.

[1]) Eine kleine Insel zwischen Java und Sumatra, die durch Erdbeben (August 1883) fast ganz versankt.

113.

Im römischen Haus zu Weimar,
23. Juni 1884.

Da eben mir ein freier Augenblick gegönnt ist, so lassen Sie mich ihn benutzen, um von klassischer Stätte Ihnen für Ihren heute morgen erhaltenen Brief zu danken. Ich tue es herzlich, denn nicht anders kann ich Ihnen gegenüber fühlen, also reden, die Sie immer so gut und wahr es mit mir meinten und meinen. Erhalten Sie mir diese Gesinnungen, und Sie werden sie mir erhalten, da Sie mir Gutes wünschen. Gebe Gott seinen Segen diesem „Guten", also auch meinem guten Willen. Dieser ist selbstverständlich in meiner Seele mit Wirken und Streben; zu beiden aber ist das „Muß" ein zwar oft strenges, immer aber heilbringendes, wahres Glück. Ich empfinde dies tief und danke Gott.

Ich freue mich mit Ihnen der Übersetzung Ihres vortrefflichen Romans, den ich mit Spannung nunmehr kennen lerne. Dieses Ihnen mündlich — und noch mehr — zu sagen, ist mir im voraus eine Freude. Wann? Das ist die Frage, welche der letzte der Minnesänger, der Wolkensteiner Oswald, schon als Devise auf seine Harfe setzte, wie sie dies auf der Wartburg beweist. Ich kann nur antworten, daß ich wohl weiß, was ich möchte, und was man mir zu tun ratet, nicht aber, was ich kann. Wann es auch sei, bleibe ich immer

Ihr ergeben dankbarer C. A.

114.

Wilhelmsthal, 15. Aug. 1884.

Für Ihre gütige Teilnahme an meinem Unwohlsein, deren Beweis mir Ihr Brief aus Scheveningen brachte, eile ich, Ihnen meinen herzlichen Dank auszusprechen. Er hat mich ebenso gerührt wie erfreut, denn wohl weiß ich, weil ich es fühle, wie gut Sie es mit mir meinen. Ein plötzlicher Fieberanfall ward, Gottlob, rasch überwunden. In meiner Rekonvaleszenz war „Stella“ meine Lieblingsbeschäftigung. Mein Wohlbefinden wuchs mit dem Interesse, das mir durch Ihr Werk gebracht wurde, das an psychologischer Beobachtung und Entwicklung so reiche wie fesselnde. Nun geht es mir wieder gut, doch gehe ich vorsichtig mit „Wollen“ und „Können“ um. Solche Vorsicht paßt zu dem Lande, wo meine Erkenntlichkeit Sie aufsucht; denn Vorsicht ist die Grundbedingung der Existenz desselben seit Jahrhunderten und bleibt ein charakteristisches Zeichen seiner Geschichte. Ich wünsche, daß Sie sich die Muße gönnen, dies merkwürdige Land wie eigentümliche Volk näher kennen zu lernen; denn beides bietet ein immer fesselndes Interesse. Ein großes finde ich indessen an dem vielversprechenden Unternehmen des Herrn Lüderitz wie an seiner Persönlichkeit[1]. Ich hoffe Gutes von beiden zum Besten des Vaterlandes.

[1]) Die Kolonisationsversuche des Bremer Kaufmanns Lüderitz in Afrika (Kamerun).

Ich schließe, womit ich begann, mit meinem herzlichen Dank und in alter Ergebenheit.

115.

Weimar, 17. Febr. 1885.

Auf diesem zwar minder schönen, doch nicht minder bedeutungsvollen Bogen [1]) lassen Sie mich — endlich — für den Brief und seine Glückwünsche danken, welche Sie unter dem schön gelungenen Stiche des Goethe-Monuments — unter dieser Bedeutung Schutz — an mich richteten. Das Wort „endlich" umhüllt alles, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte und möchte. Es rächt sich immer im Leben — zum wenigsten meist — wenn man nicht gleich tut, was man gleich tun könnte. So ging es mir mit meinem Dank; die kleine Unterlassung ward zur Lawine, aus der ich erst heut mit aller Energie mich rette. Zum Glück glauben wir uns so herzlich und gegenseitig alles Glück, das wir uns wünschen, daß es zwischen uns keiner neuen Beteuerungen bedarf. — Goethe sagt: man solle immer das Nächste tun. Ich denke, daß man sich auch immer das nächste Gute wünschen muß. Und so wünsche ich Ihnen den Umzug in das neue Quartier baldigst und glücklich überstanden zu haben. Ist er erfolgt, so geben Sie mir gütigst und genau Ihre neue Adresse an, denn

---

[1]) Mit der Vignette der Wartburg.

meine alten Gewohnheiten, Sie aufzusuchen, gehen Ihnen nach: dies müssen Sie sich gefallen lassen.

Ihre Wünsche kamen, wie Sie es so richtig berechnet, nach der Sturmflut des Neujahrs; sie waren mir um so willkommener. Das „Insichleben", das Sie so richtig zum „Lebensgenusse" rechnen, ist mir durch Ihren Brief, meine verehrte Freundin, erleichtert und erhöht worden. Lassen Sie sich durch dieses Bekenntnis danken.

Ich freue mich, daß Sie meinen Bibliothekar Voß [1]) kennen und erkennen lernten. Ich schätze ihn und hoffe, mit Gottes Hilfe, ihn zu fördern. Er ist ein junger Mann von ungewöhnlicher Begabung, die mir reicher zu sein scheint, als die Welt sie vermutet.

„Aus zwei Welten" kenne ich nicht, dagegen kenne und schätze ich die gekrönte Autorin, dies Phänomen unter den Fürstinnen — und vielleicht Autorinnen [2]). Meine besten Wünsche umgeben unsre beste Schriftstellerin der Gegenwart; sie soll den Mut nicht sinken lassen bei dem Romane, der sie jetzt beschäftigt. Wer sie ist, überlasse ich Ihnen zu erraten.

116.

(Berlin), 24. März 1885.

Unter Bündnisse und Dekrete setzt man Siegel und Unterschriften zur Bekräftigung der Wahrheit.

---

[1]) Der Großherzog hatte Richard Voß zum Bibliothekar der Wartburg ernannt.

[2]) Königin Elisabeth von Rumänien.

So setze ich mein Bildnis und meine Unterschrift als Bekräftigung der Herzlichkeit meiner Glückwünsche für Sie unter den Ausdruck der Gesinnungen, die ich für Sie hege. Sie aber, verehrte Gönnerin, werden vollkommenen Glauben schenken Ihrem aufrichtig ergebenen C. A.

117.

Wartburg, 27. April 1885.

Zunächst lassen Sie mich Ihnen recht sehr für die Teilnahme danken, die Sie in Ihrem Briefe vom 19. d. M. dem schweren Verluste weihen, der mich betroffen [1]). So aber nenne ich ihn, weil ich die Trennung von einem treuesten Freund beklage, dessen Seelenadel und feine Bildung mit dieser Freundschaft den immer neuen Reiz liebenswürdigen Umgangs verband. Er hat seiner Anhänglichkeit den wahrsten Stempel aufgedrückt, indem er der Großherzogin wie mir sein Vertrauen vermachte: ihr das Archiv Goethes und seiner Familie, mir die Verwaltung der Goetheschen Sammlungen. Gott möge uns in der Erfüllung dieser neuen, auf die gesamte gebildete Welt sich beziehenden Aufgaben leiten.

Sodann danke ich Ihnen für all Ihr Interesse an dem Unternehmen, die Geschichte der vielsagenden Mauern zu schreiben, von denen aus ich

[1]) Durch den Tod Walter von Goethes am 15. April 1885.

diesen Brief Ihnen, meine verehrte Freundin, sende. Es versteht sich von selbst, daß ich von dem Bibliothekar dieses Schlosses, daß ich von Richard Voß nur verlangt habe und nur verlangen kann, seine Talente der Art der Behandlung des Gegenstandes zu weihen, die der Eigentümlichkeit ersterer entspricht. Eine nur archivalische Arbeit verlangen, hieße seine Talente mißverstehen. Er selbst dürfte und würde sich hierzu auch durchaus nicht verstehen. Je höher man einen Menschen schätzt, je mehr muß man seine Individualität achten.

Ich denke der Ihrigen mit wirklichem Anteil und nicht ohne Besorgnis bei der teils überstandenen, teils zu überstehenden Trennung von der Bibliothek Ihres Gatten zuerst, von Ihrer Wohnung sodann[1]. Man denkt hundertmal an eine zu überwindende Unannehmlichkeit; steht man vor ihr, so ist es, als ob man sich selbst erst kennen lernen müsse. Lassen Sie mich durch eine Zeile wissen, daß und wann alles glücklich überstanden ist.

—

[1]) Frau Fanny Lewald-Stahr vertauschte ihre Wohnung Matthäikirchstraße 21, welche sie seit Anfang 1860 innegehabt hatte, mit einer Wohnung Bendlerstraße 21. In der neuen Wohnung fand die Bibliothek Stahrs keinen Platz, und sie schenkte dieselbe dem Gymnasium in Oldenburg. Das Haus Matthäikirchstraße 21 wurde abgebrochen, um dem Neubau des Märkischen Provinzialhauses Platz zu machen. In den ersten Jahren ihrer Verheiratung wohnten Stahrs Leipziger Platz 3.

118.

Weimar, 15. Mai 1885.

Vor allen Dingen lassen Sie mich Ihnen Glück wünschen, daß Sie den Wohnungswechsel überstanden haben. Neben der physischen Abmühung handelt es sich hierbei um die Pein, sich von Örtlichkeiten zu trennen — und in diesem Fall für immer —, an die sich teuere Erinnerungen heften. Sie werden hundertmal diese Trennung sich vorerzählt, vorgemerkt haben; das Eintreten des Moments selbst bringt doch sein Recht an unsern Schmerz. Möge Gott es Ihnen gut gehen lassen in der neuen Wohnung und Ihnen gute Gesundheit erhalten und freudige Arbeit schenken.

Und nun danke ich herzlich für Ihre Schenkung getaner Arbeit. Mit Freuden habe ich Ihr Buch [1]) empfangen, und mit Ungeduld erwarte ich die ruhige Zeit, wo ich es lesen werde.

Ich lege indes die Nachricht bei, welche sich auf die Lutherfestspiele [2]) in Jena bezieht, wie ich es Ihnen versprach. Sollten Sie wünschen, einem derselben beizuwohnen, so bitte ich um genaue Angabe der Zeit Ihrer Ankunft, damit ich Ihnen einen guten Platz sichern könne.

Im Geist besuche ich Sie bereits in Ihrer

---

[1]) Im Abendrot. Kaleidoskopische Erzählung in 16 Briefen. Dresden und Leipzig 1885.

[2]) Von Dr. Otto Devrient verfaßt und in Szene gesetzt.

neuen Wohnung, im Körper hoffe ich es, so Gott will, ebenfalls zu tun.

119.

Belvedere, 23. Juni 1885.

Empfangen Sie sogleich, verehrte Freundin, meinen doppelten Dank für Ihren soeben in meine Hände gelangten Brief, für diesen im allgemeinen, für Ihre Glückwünsche im besonderen. Letztere aber von einem so klaren Geist ausgesprochen zu bekommen, wie der Ihrige es ist, erscheint mir von guter Vorbedeutung, die Gott segnen möge!

Und diese Vorbedeutung trifft mich zu einer Epoche, wo, wie Sie teils erfahren, teils sich gesagt haben werden, besondere und ernste Pflichten durch das Testament des letzten Enkels Goethes an mich herangetreten sind, Pflichten, die allmählich ihrer Natur nach zu wachsen haben werden, denn sie beziehen sich nicht bloß auf mein Land, nicht bloß auf Deutschland, sondern auf die ganze gebildete Welt. Daß die Großherzogin sich dieser Pflichtbedeutung auch vollkommen bewußt ist, werden Sie mir glauben, und wird sie, so Gott will, durch Verwaltung des ihr zugefallenen Erbteils beweisen [1]). Deshalb können Sie auch überzeugt sein, daß die Würde des hohen Namens, dem jenes

[1]) Die Gründung und Ausstattung des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar legt davon Zeugnis ab.

Archiv entstammt, stets gewahrt und bewahrt bleiben wird. Wie nötig dies gegenüber der Neugierde und Kritik der Welt, richtiger gesagt: der Alltäglichkeit derselben, ist, werde ich Ihnen nicht zu erklären brauchen.

Ich aber brauche die Überzeugung zu gewinnen, daß Sie sich sorgfältig diesen Sommer gönnen, was Ihre Gesundheit erfordert. Es nicht getan zu haben, zog die Katastrophe herbei, die meinem Neffen [1]) das Leben, der Armee einen tüchtigen Heerführer kostete, dessen Armeebefehl Sie so richtig hervorheben. Gönnen Sie also meinen Bitten Erhörung als Beweis der Fortdauer Ihrer Freundschaft.

120.

Belvedere, 14. Juli 1885.

Sie wünschen mir, daß ich mir mein festes Herz bewahre! Ich hoffe zu Gott, daß er mir dazu verhilft, nachdem er so sichtlich mein Kind [2]) aus größter Lebensgefahr gerettet und es seitdem in der Besserung fortschreiten läßt. Es war eine schwer zu durchleidende Woche, die fast unmittelbar den Goethetagen folgte. Das Beispiel Goethes lehrt die Ereignisse sich möglichst zurechtzulegen und über denselben zu stehen, doch in der Angst und im Kummer ist es, als ob man vor einer

---

[1]) Prinz Friedrich Carl von Preußen war am 15. Juni 1885 gestorben.

[2]) Die Prinzessin Elisabeth war schwer erkrankt.

Mauer stünde, und die Gegenwart spottet des ordnenden Willens.

Nun allmählich kommt man wieder zu einer gewissen Regelmäßigkeit und Beruhigung, und mit der Hoffnung kehrt die Freude an Tätigkeit zurück.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre teilnehmenden Zeilen auch im Namen der Großherzogin. Gottlob geht es uns beiden physisch wohl und können wir wirken und schaffen.

121.

Wartburg, 13. Nov. 1885.

In früher Morgenstunde — es ist eben 7 Uhr — lassen Sie mich Ihnen, meine Hochverehrte, herzlich für Ihren gestern erhaltenen Brief danken. Er erfreut mich mit Recht, denn er bringt gute Nachrichten betreffs Ihrer Gesundheit und den Beweis Ihrer fortwährenden geistigen Tätigkeit, und beides bildet immer den Hintergrund aller guten Wünsche, die man hegen kann. Gott möge Ihnen beides erhalten: körperliche Gesundheit, geistige Tätigkeit. Auf den Beweis der letzteren, auf den Roman, bin ich gespannt, namentlich auch, weil Sie einer der Geister sind, die immer zur Vervollkommnung streben. Ihr eigenes Bekenntnis, „immer gegenüber von sich kritischer zu werden“, ist hiervon ein Beweis, und dazu wünsche ich Ihnen Glück. Wer dies tut, verwertet das große und wichtigste Gut: das Leben.

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Anteil an meinen Schicksalen. Gottlob geht es uns allen gut: der Großherzogin und unsrer Tochter in Gries bei Botzen, nachdem letztere eine Zeitlang bei mir, hier auf der Wartburg, gewohnt hatte, und mir hier oben. Es scheint mir, als ob die Kur auf dem Lido und der Aufenthalt in Venedig mir gut bekommen sei, in geistiger Hinsicht in jedem Fall, denn das längere Weilen in einem seltsamen Ort, der keinem andern gleicht, ist mir eine wahre Wohltat und Erfrischung gewesen. Da mir Venedig immer sympathisch war, so habe ich mit doppelter Freude in ihm eine Art Aufschwung bemerkt, namentlich in industrieller Hinsicht. Dabei restauriert die Regierung fortwährend weiter mit großer Gewissenhaftigkeit, und auch dies ist eine Freude zu sehen.

Ich aber werde eine besondere haben, Sie in Ihrer neuen Wohnung aufzusuchen. Bis dahin, so Gott will, wird es gelungen sein, die verschiedenen Gelüste auf politischem Gebiet zu dämpfen, und wir werden ruhig zusammen plaudern können wie die guten Bürger im Faust, „während die Schifflein den Fluß hinuntergleiten". Leben Sie indes wohl und tätig — dies wünsche ich in immer treuer Gesinnung.

122.

(Berlin), 5. Jan. (1886).

Hier ist der Aufsatz der „Weimarer Zeitung", dessen ich gestern bei Ihnen Erwähnung tat. Er

wird Ihnen Freude machen, denn er bringt die Beredsamkeit der Wahrheit in willkommener Gestaltung[1]).

Der Kaiserin habe ich gestern abend gesagt, welchen Auftrag Sie mir für dieselbe gegeben hatten. Sie wünscht, daß ich Ihnen all ihren herzlichen Dank ausspreche, einen Dank, der vollkommen der Freude entspricht, den sie empfand, als ich jenen Auftrag ihr gegenüber erfüllte.

Ich aber wiederhole meine Neujahrswünsche, welche ich in dem zusammenfasse, daß Gott Ihnen ein dem Geiste wie Körper günstiges, glückliches Jahr schenken möge.

123.

Bordighera (Hotel Bordighera),
20. März 1886.

Soeben habe ich den Brief gelesen, durch welchen Sie mir nach Weimar Mitteilung des schweren Verlustes machen, den Sie erlitten[2]), und auf meine Teilnahme rechnen. Daß Sie aber dies alles, das letztere besonders, tun, rührt mich, und um so herzlicher ist mein Dank. Nichts ehrenvoller

---

[1]) Vielleicht „Die Wiederherstellung des Hochmeisterschlosses in Marienburg. Von Max Zimmermann.“ In der „Weimarischen Zeitung“ vom 3. Januar 1886 (Sonntagsbeilage).

[2]) Durch den am 8. März 1886 erfolgten Tod ihrer jüngeren Schwester Henriette Lewald.

wüßte ich, als wenn das Vertrauen im voraus auf das Mitgefühl baut. Zwar habe ich nicht die Ehre gehabt, die Verstorbene zu kennen, allein Ihr Schmerz läßt mich die Vorzüge derselben erkennen. Möge Gottes Beistand, nachdem er Sie geprüft, Ihnen in reichstem Maße werden. „Abgewischt werden einst alle Tränen," so verspricht die Heilige Schrift; diese aber ist wahr, denn sie sagt die Worte Gottes, also die Wahrheit. — Das augenblicklich Schwerste zu ertragen, müssen Sie die begonnene Arbeit womöglich nicht fliehen, müssen, wenn es Ihnen unausführbar erscheint, nach einer andern sich umsehen. Das „alte Hausmittel" nennt Goethe diese Verfahrungsart. Er aber verstand es, das Leben zu behandeln und seine Seele durch das Leben, an dem Leben, zur Vollendung heranzubilden. Egoismus nannte die Torheit oder der Neid seine Objektivität. Sie war dennoch nur das richtige Mittel zum erhabenen und erreichten Ziel. Sodann möchte ich Sie diesem entsetzlichen Winter entrückt sehen; die beispiellos strengen Bedingungen desselben müssen doppelt schwer auf Ihnen lasten. Ich kann mir dies um so deutlicher vorstellen, seitdem ich ihm entronnen bin. Bis hart vor Genua verfolgte er uns, in der Lombardei, in den Apenninen lag mehr Schnee als in Deutschland. Dieses schreibe ich seit achttägigem Frühjahr und aus einem Zimmer, dessen Fenster auf einen Palmengarten sich öffnet. — Möchten diese Zeilen Sie schon beruhigter antreffen. Von Herzen wünsche ich dies Ihnen.

124.

Lugano, 28. April 1886.

Ihr gestern erhaltener Brief bringt mir Ihre Glückwünsche[1]), und für diese danke ich um so herzlicher, als ich an die Wirksamkeit aufrichtig gemeinter Wünsche glaube. Dies aber sind die Ihrigen. Ich danke Gott, meine Tochter glücklich zu sehen. So darf ich, so will ich bei dem Verlust, den die Trennung bringt, nicht weilen.

Sie in fortwährender Tätigkeit zu wissen, ist mir eine wahre Freude, denn es beweist Ihr Wohlbefinden. Die Tätigkeit aber ist die Grundbedingung für letzteres. Meine Pflichten zu der meinigen — zunächst die Pflichten, welche die Goethesche Erbschaft mir auferlegt — rufen mich jetzt nach Deutschland zurück — Gottlob, daß es Pflichten, und zwar diese sind — der Abschied von Italien würde mir sonst zu schwer.

In unveränderter alter Anhänglichkeit Ihr

C. A.

125.

Belvedere, 10. Juni 1886.

Noch nachträglich muß ich um Vergebung bitten, daß ich neulich zu so später Stunde mich bei Ihnen ansagte, allein zu meinen gewöhnlichen

---

[1]) Zur Verlobung der Prinzessin Elisabeth mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.

verwandtschaftlichen Pflichten in Berlin kamen diesmal noch diejenigen der Ausstellung hinzu,] so daß nur die späte Abend- und frühe Nachtstunde — jene, die ich bezeichnen ließ — diejenige war, die ich eine für mich freie nennen konnte. Sehr bedauere ich, Sie leidend zu wissen, und Sie nicht gesehen zu haben, ebensosehr. Beides wird Ihnen keine Mühe machen, mir zu glauben. Hätte ich Sie gesprochen, würde ich Ihnen mündlich die wahre Achtung ausgedrückt haben, welche mir Ihr Neffe Gurlitt[1]) einflößt, der seine Räume mit wahrem Kunstsinn, seine Bildung dem Besten der Kunst und mit wahrer Vaterlandsliebe dem Besten der vaterländischen Kunst öffnet. Meine Achtung hat sich, seit ich Ihren Brief vom 5. d. M. erhielt, gesteigert, denn die Einzelheiten, welche dieser mir über die Mühseligkeiten bringt, welche Ihr Neffe bei dem Durchführen seiner Absichten zu überwinden hat, beweisen mir, wie ernst er seine sich selbst gesetzte Aufgabe nimmt.

Sie sprechen von einer gedruckten Anlage, die Sie mit dem Titel „Reiche Bettler" bezeichnen. Diese habe ich bis heute nicht erhalten. Hier erwarte ich dieselbe, hier erhielt ich Ihren Brief, hier — zu Belvedere — hat er mich, Gottlob, in voller Tätigkeit gefunden. Sie aber ist mir die Grundbedingung der Existenz und die möglichste Harmonie der Tätigkeit die Grundbedingung des

[1]) Der Begründer des Gurlittschen Kunstsalons in Berlin.

Wohlbefindens. Mein Meister, Goethe, lernt es uns allen, die wir leben, also streben und mithin arbeiten. Es möge der Sommer Ihnen diese harmonische Tätigkeit recht genießen lassen, dies wünsche ich Ihnen herzlich. — Die Gräfin Kalkreuth kennen zu lernen, war mein Wunsch; Ihre Empfehlung macht aus dem Wunsch nun ein Streben. Einer andern Empfehlung — der betreffs „Vetter Roberts“ [1]) — verdanke ich eine Bekanntschaft, die mich fesselte, denn sie tritt — sehr — hinaus aus dem Kreise dessen, was die Welt meist bringt, und mit ihm sein literarisches Unternehmen. — Und nun Gott befohlen! Ich empfehle mich der Fortdauer Ihres Andenkens und Ihrer freundschaftlichen Teilnahme!

126.

Belvedere, 23. Juni 1886.

Herzlich zwar, wenn auch nur in wenig flüchtigen Worten, lassen Sie mich für Ihren soeben erhaltenen Brief danken. Aufrichtige Wünsche geben auf Erfüllung die meiste Hoffnung. So danke ich in und mit dieser Ihnen um so lebhafter. Ihre Sendung begleitet mich heute nach Dornburg [2]),

[1]) Gemeint zu sein scheint Robert Simson in Breslau, ein Vetter Fanny Lewalds und in seinem Fach namhafter Eisenbahnbeamter. Um was für ein literarisches Unternehmen es sich handelt, erhellt nicht.

[2]) Der Großherzog pflegte in seinen späteren Lebensjahren seinen Geburtstag (24. Juni) auf Schloß Dornburg an der

wohin ich für diese Zeit so gern fliehe, und wohin der beginnende Aufbruch mich mit der Feder über dies Blatt eilen läßt, da ich keinerlei Schulden liebe, weder finanzielle noch epistolare.

Die günstigen Urteile Abekens[1]) erstaunen mich. Ich konnte nur immer die Art und Weise loben, mit der er oft vermittelnd eintrat, wo die Leidenschaften der gewaltigen Zeit aufregten und kämpften.

Tief erschüttert hat auch mich die Katastrophe in Bayern[2]), der ich eine gewisse Größe zuerkenne. Wenn erst die Zeit zwischen sie und die lebenden Geschlechter getreten sein wird, muß und wird die Poesie sich jener furchtbaren Tatsache bemächtigen und sie umranken wie der Efeu das Gemäuer.

127.

Wilhelmsthal, 6. August 1886.

Sie haben aufs neue bewiesen, daß Verständnis des Herzens das Wohltuendste sei. Sehr bewegt hat mich Ihr Brief, denn er berührt mit so wahren Worten den Kummer, der mich jetzt

---

Saale — auch als Zufluchtsort Goethes in bewegten Tagen bekannt — zuzubringen.

[1]) Geheimer Legationsrat Heinrich Abeken vom Auswärtigen Amt, während des französischen Krieges der Begleitung Bismarcks angehörig im Großen Hauptquartier zu Versailles, wo damals auch der Großherzog Carl Alexander weilte.

[2]) Der Tod König Ludwigs II. am 13. Juni 1886.

erfüllt [1]), daß ich — könnte ich ihm Ausdruck geben — keinen andern wählen möchte als den, in welchen Sie Ihre Teilnahme kleiden. Seien Sie auf das herzlichste für diese gedankt. Ganz recht haben Sie, wenn Ihnen in Liszt der Mensch noch höher als der Künstler stand, so unerreicht auch dieser war und bleiben wird. Um so mehr können Sie beurteilen, was ich verlor, der ich freundschaftlich mit ihm verbunden war. Richtig angewandt daher ist das Wort Shakespeares, das Sie in richtigem Seelenverständnis zu wählen verstanden, um zu beleuchten, wie Liszt aufzufassen sei. Und wenn ich die Worte hinzufüge, die von Goethe in den Mund Euphorions gelegt werden:

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schauen,

so bezeichne ich in Wahrheit den Genius, der in ihm, in Liszt, wirkte, und unsern Augen für jetzt entrückt, fortwirkt, denn unsterblich ist die himmlische Kraft wie ihr Gewand: die Seele.

Die meinige ist indes schwer gedrückt. Gott möge um so mehr die guten Wünsche in Erfüllung gehen lassen, welche Sie, tröstend, mir senden.

In treuer Dankbarkeit zeichne ich als

Ihr im Herzen ergebener C. A.

[1]) Liszt war am 31. Juli 1886 in Bayreuth gestorben.

128.

Weimar, 24. Oktober 1886.

Nehmen Sie, meine verehrte Gönnerin, all meinen Dank — meinen herzlichsten — für die Segenswünsche hin, welche mir Ihr Brief von vorgestern wie meiner Tochter zu ihrer bevorstehenden Vermählung bringt[1]). Von der Innigkeit der Wünsche hängt Ihre Erfüllung ab. Dies hoffe und glaube ich in Gott, also auch für die Ihrigen, und um so aufrichtiger daher ist mein Dank.

Er ist es aber auch für die so freundschaftliche Erinnerung, welche Sie mit jenem 22. d. M. verbinden, der für uns beide ein Tag besonderen Gedenkens geworden ist[2]). Er führt Sie sehr natürlich auf jene Zeit zurück, wo ich ein Gesetz walten lassen konnte, das Ihr Gatte mit Recht ein „menschliches" nannte. Daß Sie wie er so edel es zu gebrauchen wußten, ward aber und bleibt Ihr Glück.

Von der Fernwirkung Ihres Gespräches mit Herrn von T. verspürte ich zwar nichts, allein, daß ich in besten Händen war, fühle ich, indem ich die herzlichen Zeilen lese, die mich dessen versichern. Und abermals lassen Sie mich Ihnen auf das wärmste danken. In dem neuen Gesandten erhalte ich durch jenes Gespräch plötzlich fast einen

[1]) Die Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar vermählte sich am 6. November 1886 mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.

[2]) Stahrs Geburtstag.

neuen Bekannten, denn in der Erkenntnis einer dritten Persönlichkeit, über, in welcher sich die Meinungen zweier, die sich nicht kennen, vereinigen, liegt ein Band. In diesem Fall ist es mir besonders willkommen, da Sie es mir reichen. — Ende nächsten Monats, spätestens Anfang Dezember, hoffe ich, so Gott will, Sie wiederzusehen und nicht zu verfehlen. Auf dieses Wiedersehen lassen Sie mich das viele versparen, das sich immer zu sagen vorfindet, wenn ich an Sie denke, noch mehr, wenn ich mich bei Ihnen befinde. Sie aber kennen die Gesinnungen alle, welche der Hintergrund hiervon sind.

129.

Weimar, 28. Januar 1887.

Mit Rührung und aufrichtiger Dankbarkeit habe ich Ihren Brief von dem 25. wie den Entwurf der Widmung gelesen, welche Ihre freundliche Güte mir zugedacht hat[1]. Sie ist, diese Widmung, zunächst wahr; sie ist für mich, sodann, ein sehr ehrenvolles Zeichen Ihrer Gesinnung; in diesen beiden Urteilen liegt meine Ansicht; daß ich Ihre Widmung mithin dankbar annehme, folgern Sie selbstverständlich aus dem Gesagten. „Arbeiten und nicht müde werden,“ ist Ihr Wahlspruch, „vigilando ascendimus“ (wir steigen, indem wir wachen) der meinige. Beide vereinigen sich im rastlosen

---

[1]) Des Romans „Die Familie Darner“.

Streben nach dem Guten und Schönen. Ich bin, wie sie ermessen werden, das Echo Ihrer eigenen Ansicht. Gott segne uns in und durch die Arbeit! Mit diesem Wunsch küsse ich Ihnen die Hand als

Ihr ergebener Freund C. A.'

130.

Schloß Wartburg, 5. Mai 1887.

Freude machen zu wollen, ist immer unter den Absichten eine der edelsten; Freude gemacht zu haben, rechne ich zu dem, was Glück ist. Genießen Sie, verehrte Freundin, das Bewußtsein hiervon. Durch diese Worte danke ich am richtigsten für die doppelten neuen Beweise Ihrer Gesinnungen für mich: für Ihren Brief, für Ihre Widmung. Durch dieselben aber fühle ich mich geehrt; Sie aber fühlen, daß ich die Wahrheit sage.

In Weimar fand mich Ihre Sendung inmitten peinlichster Eindrücke und drückender Geschäfte — dies alles hervorgerufen durch den plötzlichen Tod meines Generalintendanten von Loën, in dem ich einen Freund verlor. Diese Bedrängnis möge die Verspätung meines Dankes entschuldigen.

Hierher habe ich Ihr Werk[1]) genommen; mir scheint dieser Ort besonders geeignet, ruhig und allmählich Ihre Arbeit kennen zu lernen. „Man

---

[1]) Die Familie Darner. Roman in drei Bänden. Berlin 1887.

soll sich auch was Gutes gönnen," sagt Goethe irgendwo. Dies aber denke ich auszuführen, und zwar an Ihrer reichbegabten wie geübten Hand, die ich küsse als

Ihr ergebener wie dankbarer C. A.

131.

Dornburg, 28. Juni 1887.

Sie haben, meine Verehrteste, recht gehabt, Ihre so herzlichen Glückwünsche mir zuzusenden, als die epistolare und telegraphische Flut sich verlaufen hatte, von der ich überstürzt ward, denn in Ruhe zu danken, ist ein um so größerer Genuß. Diesen empfinde ich jetzt, indem ich in stiller Stunde aus diesem schönen Ort an Sie den Ausdruck, den lebhaften, meiner Erkenntlichkeit richte. Herzliche Wünsche haben immer die meiste Aussicht, von Gott erhört zu werden; so glaube ich fest, daß mir die Ihrigen Glück bringen, und deshalb fühle ich um so tiefer meinen Dank. — Je mehr ich lebe, um so bemerkenswerter finde ich das Leben, denn immer weiter werden die Horizonte, immer fesselnder, immer wichtiger erscheint das Leben selbst. Dies ist meine Erfahrung und meine Ansicht. Wie ich es zu nehmen habe, ergibt sich aus dem Gesagten. Gebe mir Gott hierzu richtigste Erkenntnis und freudigstes Wirken.

Da sich seinen Freunden zu erhalten eine Pflicht ist, würden Sie dieselbe vernachlässigen,

wollten Sie in diesem Jahre zu wiederholen vermeiden, was im vorigen Ihnen gut getan hat. Gehen Sie also ja nach Ragaz, darum bittet herzlich Ihr Ihnen aufrichtig ergebener C. A.

132.

Heinrichau, 28. Oktober 1887.

Ihr Brief von vorgestern, verehrte Freundin — denn so müssen Sie sich von mir nun einmal nennen lassen —, erreichte mich hier: sozusagen mit der Feder in der Hand, Ihnen zu schreiben. Dies aber wollte ich und tue dies nun auch aus zwei Gründen: erstens habe ich Ihnen meinen sehr aufrichtigen Dank zu sagen für „Die Familie Darner", also wegen Ihres Inhalts, und aufs neue zufolge desselben für Ihre Widmung. Romane oder Novellen, wenn auch vortrefflich geschrieben, die mir nichts bringen als „eine Geschichte", haben in meinen Augen sehr geringen Wert. Denn was am Ende liegt daran, „eine bloße Geschichte" zu lesen? Von Wert, und zwar von großem, aber ist es, wenn diese Geschichte uns die Wahrheit zeigt in der Entfaltung und Entwicklung dessen, worauf es einer jeden Seele am meisten ankommen sollte: des Geistes und des Charakters. Dies aber bringt dieser Ihr neuester Roman. Und für diese Tat danke ich Ihnen freudig. Daß aber die Widmung gerade dieses Ihrer Werke mir Freude machen müsse, fühlen Sie und glauben also auch meinem

Dank für Ihre liebenswürdige Güte mir gegenüber. Mit großer Aufmerksamkeit, ohne mich im mindesten zu übereilen, las ich Ihre „Familie Darner". Mit voller Überzeugung schreibe ich nun dies Urteil.

Zweitens will ich Ihnen nun für einen zweiten Genuß danken: jenen Aufsatz über Franz Liszt, den Sie der „Rundschau" anvertrauten[1]). Ich wüßte nicht je etwas über diesen gelesen zu haben, das ein richtigeres Bild von unserm teuren maëstro gäbe wie Ihr — beiläufig gesagt: meisterhaft geschriebener — Aufsatz. Er hat mich daher oft tief ergriffen, und — Ihnen will ich es im geheimen gestehen — die dicken Tränen sind mir dabei einmal in die Augen getreten. — Daß Ihr Roman so rasch, so allgemein, richtig geschätzt wird, freut mich wahrhaft, daß Ihnen jene Biographie Liszts so gelungen, danke ich Ihnen besonders. — Und nun schließe ich mit meinem Dank für Ihre eben erhaltenen Zeilen, die in Weimar mich suchten und hier, in Heinrichau, dem Mittelpunkt unsrer schlesischen Besitzungen, mich fanden, wo ich seit Wochen hinter alten Abteimauern hause. Nächsten Montag, so Gott will, hoffe ich in der Bendlerstraße Nr. 21 Ihnen von unsrer weimarischen Tätigkeit mündlich

[1]) „Erinnerungen an Franz Liszt", datiert aus Ragaz vom 4. August 1886; Deutsche Rundschau 1887, Bd. LII, S. 270 ff. und 370 ff. Demnächst übergegangen in die „Zwölf Bilder nach dem Leben. Erinnerungen von Fanny Lewald. Berlin 1888." S. 331—398.

berichten zu können. Von der Gründung der Liszt-Stiftung durch einen Teil des Vermögens des Meisters zur Förderung bedeutender junger Talente im Gebiete der Musik in Deutschland wie Österreich-Ungarn, mit der Oberleitung in Weimar, werden Sie indes gehört haben und sich daran erfreuen. Fahren Sie fort, zu wirken und zu streben, denn kein Alter gibt es — nur ewige Jugend — für die Seele, welche empor zur Verschönerung strebt und wirkt.

133.

Schloß Weimar, 8. Januar 1888.

Lassen Sie mich ungesäumt durch den Ausdruck meiner Freude für den Brief danken, welcher mir heute überbracht wurde, und der mir den Beweis Ihrer Wiederherstellung — Gottlob — bringt. Welche Besorgnis Ihre Krankheit mir einflößte, von der ich indes erst erfuhr, als ich versuchte, Ihnen in Berlin, neulich, meinen Besuch zu machen, überlasse ich Ihrer eigenen Beurteilung. Und so bleibt mir nur übrig, Ihnen das zurückzugeben, was Ihre Güte für mich Sie an mich mahnend, vorsorgend, ratend sagen läßt: sorgfältige Vermeidung möglichen Erkrankens, Überwachung eines eingetretenen Übels und Schonung hinterdrein. Gewiß hat Ihr Arzt recht, Ihnen jetzt Luft als Stärkung zu raten; gewiß habe ich nicht unrecht,

Sie zu bitten, bessere zu suchen als in Berlin, Bendlerstraße Nr. 21. An Ihrer Stelle eilte ich mit irgendeiner befreundeten Seele der Sonne entgegen, z. B. nach Rom. Ferner sollten Sie sich diesen Winter gründlich ausruhen, wozu Ihnen Ihre überstandene Krankheit Veranlassung genug, die „Familie Darner" genugsam ein Recht gibt. Ich würde mich über das Erscheinen des neuen Werkes — der „Erinnerungen an Liszt" — ängstigen, wüßte ich es nicht schon längst geschrieben. Ich werde für alle Fälle Sie wie ein Kind behandeln, dem man verspricht, seinen Willen zu tun, wenn es vorher den unsrigen erfüllt hat — und Ihnen alle Vorsicht für mich feierlich zusagen, wenn Sie mir versprechen, meine Verhaltungsmaßregeln zu befolgen. Hierbei sollten Sie nach solchen Büchern zum ruhigen Lesen sich umsehen, von denen Sie die Erwartung hegen, daß dieselben Ihnen in Ihrer Konvaleszenz passend erscheinen. Dies und die Luft- und Horizontsveränderungen wird Ihnen, unter Gottes Hilfe, zum besten gereichen. Dies zunächst wünsche ich Ihnen zum neuen Jahr und noch viele andre der Gesundheit und der Sie erfreuenden Tätigkeit. Dies alles aber wünsche ich Ihnen, verehrte Freundin, ebenso herzlich, als Ihre Wünsche für mich es sind. Die Großherzogin stimmt mit den meinigen überein, — alles aber müssen und werden Sie glauben

Ihrem ergebenen C. A.

134.

Weimar, 24. März 1888.

Mit wahrer Rührung habe ich Ihren Brief von gestern gelesen und möchte Ihnen so recht danken, wie ich es fühle, und weiß nicht die Worte zu finden. So ein ähnliches Gefühl hielt mich ab, Sie diesmal zu besuchen[1], — und so blieb ich fern, das erste Mal seit so manchem Jahre. Aber nicht mit dem Herzen blieb ich Ihnen fern — das fühlen Sie —, aber ich empfinde immer eine Art Scheu, mich im Kummer zu zeigen, — den aber hatte ich, und den habe ich. Doch mit oder ohne einen Kummer wünsche ich Ihnen nicht minder aufrichtig ein von Gott Ihnen gesegnetes neues Lebensjahr; ja, fast möchte ich sagen können: ich wünsche es noch lebhafter als bisher, denn ich fühle mich durch Ihren Brief Ihnen noch näher verbunden. Sein Inhalt spricht so wahr das aus, was ich empfinde, daß ich kaum etwas hinzuzufügen hätte. Es muß eben ertragen werden, und der feste Glaube hilft auch dazu. Er läßt mir die feste Überzeugung, daß der Allweise und Allbarmherzige gewiß alles zum besten leiten wird, wenn wir diese Prüfung nur richtig und mutig bestehen. Auf das Ganze und Große muß der Geist blicken,

[1] Der Großherzog war in Berlin anläßlich der Beisetzungsfeierlichkeiten des am 9. März 1888 verstorbenen Kaisers Wilhelm I.

wenn das einzelne schwer zu ertragen, fast unerträglich scheint. Letzteres aber, unerträglich, müßte die jetzige Lage erscheinen, wollte man sich nicht über dieselbe erheben und nicht auf die Zukunft blicken. Meine arme Schwester ist mir und uns allen eine wahre Hilfe und Trost geworden in ihrer Glaubenstreue, ihrem Eifer der Pflichterfüllung und ihrer Würde des inneren Gleichgewichtes. Ihre schwergeprüfte Tochter ist ihr ebenbürtiges Kind, das ich fast am meisten beklage. Sie würden, hätten Sie den Blick des armen jetzigen Kaisers gesehen, der so traurig redet, während das gesprochene Wort seinem Munde versagt bleibt, sich wie gebannt fühlen. Das sind so einzelne Züge aus dieser Tragödie, die langsam daherzieht wie das schwere Gewitter am Himmel.

Ich bin hierher zurückgekehrt, als meine öffentlichen wie privaten Pflichten bei meiner Familie jetzt beendet waren. Ich arbeite an mir wieder, das Gleichgewicht zu erringen, das in diesen Wochen mehr als einmal erschüttert ward. Gott wird gewiß weiterhelfen.

Mit Freude begrüßte ich heute die erste warme Frühlingsluft. Möge sie Ihnen wohltun und Ihnen bald völlige Genesung bringen. Würden Sie nicht in unsren Bergen Stärkung später suchen?! Ihre Zusendungen werde ich wieder mit neuer Dankbarkeit aufnehmen als das, was diese Sendung ist: ein neuer Beweis Ihrer Güte, verehrte Freundin, für Ihren stets dankbar ergebenen C. A.

135.

Weimar, 15. Mai 1888.

Aus den Niederlanden vor einigen Stunden hierher zurückgekehrt, fand ich Ihren Brief von dem 11. d. M. mit den ihn begleitenden „Zwölf Bildern nach dem Leben“ [1]. Über der Widmungsaufschrift „Ihren und meinen Freunden zur Erinnerung an sie und mich“ las ich die Worte, durch welche Sie mir den Band bestimmen, und nun sagt mir mein Egoismus wie meine Eitelkeit, daß auch mich Sie unter die zählen, denen Sie das Werk widmen. Wenigstens werden Sie mir zugeben müssen, daß ich menschlich urteile. Sie aber haben menschlich gefühlt, indem Ihre Güte, meine Verehrte, mir eine geistige Erfrischung darreichen wollte in der schweren Zeit, die ich durchlebe. Daß Sie dieses gewollt und getan, dafür lassen Sie mich von Herzen danken, wie Ihr Wollen und Handeln dem Herzen entquoll. — Ich werde Ihr Buch gleich zu lesen beginnen, und zwar mit der großen Erwartung, zu welcher Ihre Feder mich längst berechtigt; ist dieselbe doch auch in Schilderung von Persönlichkeiten eine Meisterin.

Der Aufenthalt in den Niederlanden, der Wechsel der Horizonte, der Gesichtspunkte, der

[1]) Zwölf Bilder nach dem Leben. Erinnerungen von Fanny Lewald. Motto: „Und manche liebe Schatten steigen auf.“ Berlin 1888. Es war das letzte Buch Fanny Lewalds, eine Sammlung früherer Arbeiten.

Menschen und Örtlichkeiten ist mir eine Wohltat gewesen. Ich kehre erfrischt zu der Erfüllung meiner hiesigen Pflichten zurück. In wie schwere Zeit diese fallen, wissen Sie so gut wie ich, und ahnen, wie eng dieselben mit meinem Leben äußerlich wie innerlich sich verknüpfen und es durchweben. Stillhalten und sich in Gottes Willen fügen, heißt es hierbei zunächst. „Arbeiten und nicht müde werden" — Ihr Wahlspruch also — fügt sich bei! — Ihre fernere mir in Aussicht gestellte Sendung erfüllt mich schon jetzt mit Dank. Möge dieser Sommer Ihre Gesundheit kräftigen und Sie in Ihrem Schaffen stärken und fördern.

136.

Wilhelmsthal, 28. Juli 1888.

Gottlob ist Ihre Güte für mich weit größer als mein Unfall, und ich darf Ihnen durch die Versicherung herzlich dankend antworten, daß ich diese Zeilen schreibe, wie es ein Pascha machen würde: ausgestreckt auf niedrigem Polster und den rechten — vielgekneteten Fuß auf einem Bau nicht zu weicher Kissen. So hoffe ich, mit Gottes Hilfe, in kurzem meinem Arzte und — der Geduld entlassen zu werden. Sie sehen, Ihre Predigt traf einen bereits Bekehrten, wenngleich ich meiner hochverehrten Gönnerin gestehen muß, daß ich jener Tugend die Zähne weise. Aber es geht nun einmal, wie Sie und andre mir versichern, hierbei nicht

ohne dies verdammte Ding. Sie können daraus, ohne Eitelkeit, den Schluß ziehen, daß mir Ihr höchst liebenswürdiger epistolarer Besuch sehr willkommen war. Ich möchte, daß mir ein vernünftiger Schweizer erklärte, weshalb wir Deutsche von seinen Landsleuten immer mehr gehaßt werden? Ist es der Neid, der sie übersehen läßt, daß wir ihnen nie geschadet, immer nur genützt haben — ja was in jenen Augen überzeugender sein würde —, daß es keineswegs in unserm Interesse liegt, ihnen zu schaden! Gestehen Sie: wir leben in einer Zeit, deren eine der interessantesten Eigentümlichkeiten darinnen liegt, daß, was wir mit Recht tun wie erstreben, die Fehler wie Absichten unsrer Feinde wie Beneider nach der Reihe aufdeckt, weit mehr, als jene es wünschen, ja selbst wollen und wissen. Das, was Sie von der Schweiz erzählen, ist mir ein neuer Beweis davon. Und das, was Sie hinzufügen, ist vortrefflich, denn es ist um so geistreicher, weil es wahr ist. Sie werden sich vielleicht noch unsres Gespräches auf Ihrem Balkon vor wenig Wochen erinnern. Was Sie mir schreiben, fügt sich wie die Fortsetzung an jenes. Verschiedene Veröffentlichungen, die seitdem stattgefunden, haben einen Widerhall erzeugt, der meine Meinung unterstützt. Zwar hat man sich um diesen nicht zu kehren, aber wohl ihn im Gedächtnis zu vermerken, meine ich.

Wenn gute Wünsche etwas nützen, so machen Sie die beste der Kuren jetzt, zu Ragaz. Wie sehr

ich wünschte, daß Sie wieder dieselbe gebrauchen möchten, wußten Sie; wie sehr ich mich freue, Sie daselbst mit dieser Kur beschäftigt zu wissen, können Sie sich denken; wie sehr es mich beruhigt, Ihren eigenen Arzt in Ihrer Nähe zu sehen, lassen Sie mich Ihnen gestehen, — und wie sehr es mir Genugtuung erscheint, nun auch Sie zu bitten, Ihre Kur recht gewissenhaft und — geduldig zu gebrauchen, gönnen Sie gewiß meiner Bosheit sowie der alten und sehr aufrichtigen Ergebenheit, die ich herzlich Ihnen darbringe.

137.

Weimar, 10. Februar 1889.

Mit Freuden habe ich Ihren Brief, meine verehrte Freundin, begrüßt, mit wahrer Rührung gelesen, und nun lassen Sie mich herzlichst Ihnen für denselben danken. Unter den Mitteln, zu helfen, ist wohl, Freude zu bereiten, eines der sichersten. Nun sagen Sie mir, daß dieses mir bei Ihnen gelungen[1]; da können Sie sich denken, wie sehr ich dafür erkenntlich sein muß, daß Sie es mir sagen, um so mehr ich längst weiß, daß nur die Wahrheit über Ihre Lippen kommt. Gottlob, daß auch Ihre fortschreitende Besserung Wahrheit ist. Ich hoffe zu Gott, daß Sie mich von gänzlicher Wiederherstellung

[1]) Der Großherzog hatte Fanny Lewald in den letzten Tagen des Januar 1889 in ihrer Wohnung in Berlin besucht: es war ihre letzte persönliche Begegnung.

bald benachrichtigen. Als ich Ihren Brief erhielt, wollte ich schreiben, Sie zu fragen, wie es Ihnen seit diesen acht Tagen gehe. Doch noch eine andre Ursache ließ mich zur Feder greifen. Nachdem ich Sie neulich verlassen, überbrachte ich der Kaiserin, meiner Schwester, das, was Sie für J. M. mir gesagt hatten. Sie beauftragte mich, „Ihnen herzlich zu danken und zu versichern, daß sie mit größter Aufmerksamkeit wie aufrichtigem Interesse Ihrer Tätigkeit folgte". Dies mündlich Ihnen zu sagen, hatte ich mir vorgenommen, kam aber nicht gleich zur Ausführung. Da trat schließlich die erste Nachricht von der Katastrophe in Meyerling[1]) hinzu. Seitdem, hier, die Kunde der nun bestätigten Einzelheiten! Diese aber bilden eine neue Katastrophe schlimmster Art, denn die Seele empört sich nun, wo sie sich nur entsetzt hatte. Noch nie habe ich so verstehen lernen als jetzt, was der Ausdruck sagen wolle: „unter dem Banne stehen". Dies empfinde ich nach all diesem. Noch wird es mir schwer, es in das aufzunehmen, womit man eben im Leben rechnen muß. — Wie ein Friedensgruß ist mir das Gedicht[2]) erschienen, das Sie so gütig gewesen sind für mich abzuschreiben. Es muß

---

[1]) Dem Tode des Kronprinzen Rudolf von Österreich am 30. Januar 1889.

[2]) Ein Gedicht der neunundachtzigjährigen Frau Hedwig von Olfers, geb. von Stägemann: „Des Alters Leiden". Die Gedichte der Frau von Olfers (gest. 11. Dezember 1891), wurden nach ihrem Tode (Berlin 1892) herausgegeben.

eine wahrhaft schöne Seele sein, die so fühlen, so sich ausdrücken kann. Und so muß sich ein eigentümlicher Zauber von selbst ergeben, den sie um sich verbreiten soll, und den auch Sie zu kennen scheinen. — Daß Sie die Absicht hegen, Ihre hohen Gaben aufs neue in den Kampf gegen Geschmacksverirrung und Verderben richten zu wollen, die durch Romane wie Bühne verbreitet werden, in dieser unsrer Zeit, begrüße ich mit wahrer Freude[1]) zunächst als einen Beweis, und zwar den besten, Ihrer wiederkehrenden Gesundheit und sodann, weil es eine Tat sein wird, die nur gute Früchte bringen kann. Gut gewählt ist hierzu in jedem Fall auch der Zeitpunkt, denn was man jetzt in der Kunst den Realismus nennt, nimmt Proportionen und Formen an, die furchtbar sind, und verdrängt und verdeckt werden die Begriffe der Wahrheit, der Schönheit, der Pflicht, die uns an alles Erhabene fesselt. Mit Schaudern denke ich hierbei, unwillkürlich, an die Katastrophe in Meyerling. So lassen Sie mich im voraus Ihre wieder aufzunehmende Tätigkeit begrüßen und mit verdoppeltem Eifer Sie bitten: mit geduldiger Sorgfalt sich pflegen zu wollen und pflegen zu lassen. Wie gern täte ich letzteres selbst! Gönnen Sie mir, meiner alten Freundschaft, die Eitelkeit, zu

[1]) In dem Brief Fanny Lewalds an den Großherzog vom 7. Februar 1889 heißt es am Schluß: „Ich habe über den unseligen Einfluß der Unsittlichkeit auf der Bühne und im Feuilletonroman — gegen Ibsen, der mir ein Grauen ist — unsäglich viel auf dem Herzen, — aber ich kann noch nicht weiter.“

glauben, daß diese armen Zeilen ein wenig Pflege für Sie sind, und daß diese Pflege gut anschlägt.

138.

Weimar, 27. April 1889.

Soeben, meine verehrte Freundin und Gönnerin, soeben habe ich Ihren Brief von dem 23. d. M. gelesen, und nun freue ich mich über denselben, wie ich auch des wiederkehrenden Frühlings nach langem Winter mich freue. Mit diesem Urteil richtiger gesagt: durch dasselbe — lassen Sie sich herzlichst von mir gedankt sein. Und wenn Sie in Sonnenschein und warmer Frühlingsluft der wiederkehrenden Kräfte sich freuen, so denken Sie meiner, der sich indessen des Beweises dieser Wiederbelebung der Kräfte freut, von welcher Ihr Brief mir den Beweis bringt. Ich aber hoffe und glaube das Beste für Sie und alle, die mit mir Ihr Bestes wünschen, und denke zu Gott, es wird alles sehr gut wieder werden. Dies aber zu sagen, eile ich, denn ich finde, daß Goethe recht hat, wenn er sagt:

Du im Leben nichts verschiebe,
Sei dein Leben Tat um Tat,
Und dein Streben sei in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

Die morgende Ankunft des Kaisers läßt mich diesen Rat befolgen, denn zwischen Empfangen, Auerhahnjagen und Eisenbahnfahren lassen sich nicht vernünftige Briefe schreiben. Diese erwarten Sie aber

doch von mir, obgleich bei meinen Besuchen bei Ihnen Sie gewohnt sind, daß ich meist vom Hundertsten ins Tausendste komme. So streicht denn die Zeit immer hin und gibt dem Berliner Aufenthalt immer wieder das Gepräge des Gehetztseins, das ich nirgends in der Welt so wie dort empfinde. Ich befürchte, daß der Kaiser mir recht geben wird, bereits aus eigner Erfahrung; sein guter Wille, die Pflicht gewissenhaft zu erfüllen, läßt es mich vermuten. Sie scheinen Ihren Wahlspruch „Arbeiten und nicht müde werden" ihm angezaubert zu haben. — Wir beendigen indes einen tätigen Winter, um uns einem wahrscheinlich etwas unruhigen Sommer zu nähern. Von der eben abgehaltenen Shakespeare-Gesellschaft werde ich Ihnen die bemerkenswerte Rede senden, die der Direktor des Goethe-Archivs[1]) über „Shakespeares Einfluß auf die goldene Zeit der deutschen Literatur" gehalten hat. Die große Vereinigung der Goethe-Gesellschaft steht uns bevor, und tätig, unermüdet hebt man die Schätze ihres Archivs. Von manchem Zweckmäßigen und Schönen in Land und Städten berichte ich, als Neuentstandenem, mündlich, so Gott will. Jetzt bitte ich, mich empfehlen zu dürfen, denn zwar nicht mein Jäger, aber die Zeit klopft an meine Tür und ruft mich zur Morgenarbeit. Ich aber küsse Ihnen die Hände und wünsche

[1]) Geheimer Hofrat Professor Dr. Suphan, Direktor des Goethe-Archivs (demnächst Goethe-Schiller-Archivs) seit 1887.

herzlich, daß Sie vom Besseren zum Guten fortschreiten.

Ich werde mich Ihres Auftrages bei meiner Frau entledigen. Wir leben stets in wechselnder Sorge um den König, ihren Bruder[1]).

139.

Belvedere, 4. Juli 1889[2]).

Ihr gestern erhaltener Brief vom 2. d. M., meine verehrte Freundin, gibt mir den mich sehr erfreuenden Beweis, daß es mit Ihnen wieder besser geht. Denn wenn die Möglichkeit der Tätigkeit wieder eintritt, ist auch die Besserung vorhanden. Gottlob, daß dem so ist! Daß die für uns — leider — ungewohnte, lang andauernde Wärme Sie schwächen und angreifen würde, ist ganz natürlich und Ihr Arzt ein vernünftiger Mann, wenn er Ihnen Luftveränderung vorschlägt; ich möchte gleiches Lob verdienen und Ihnen Wald-

---

[1]) König Wilhelm III. der Niederlande war seit längerer Zeit leidend und starb am 23. November 1890.

[2]) Es ist dies der letzte Brief des Großherzogs; Frau Fanny Lewald-Stahr starb am 5. August 1889 im Hotel Bellevue in Dresden, wo sie zur Erholung mit schon sehr geschwächten Kräften sich aufhielt. — Die Briefe Fanny Lewalds an den Großherzog sind dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar zum Teil schon bei dessen Lebzeiten überwiesen, zum Teil später an das Archiv abgegeben. Für die Zeit von 1848—1883 sind sie dort ziemlich vollständig erhalten, aus der späteren Zeit lückenhaft.

und Gebirgsluft empfehlen. Sie scheinen mir dabei an Thüringen zu denken und wünschen es bequem zu genießen. Ganz Thüringen ist jetzt, was man mit dem süddeutschen Ausdruck „Sommerfrische" bezeichnet. Selbst Eisenach macht hierauf Ansprüche und besetzt Tal wie Höhen mit zu vermietenden Villen. Ich nenne die gleichen Ansprüche von Ilmenau, das sehr gesunde Luft auch bietet, von Berka bei Weimar. Liebenstein ist das größte der Thüringer Bäder, ich glaube, auch das älteste, — bei allen finden Sie gute Luft, spazierbare Wege und eine Verpflegung, die dann am besten ist, wenn man durch eigne Dienerschaft oder Umgebung sie übernehmen läßt. Da Sie gewiß von Bedienung begleitet werden, bin ich über letzteren Punkt beruhigt. Selbstverständlich müßte die von Ihnen gewohnte Pflege Ihnen gesichert bleiben. Benachrichtigen Sie mich über Ihre Reiseentschlüsse. Ich selbst denke den 8. d. M., so Gott will, meinen Aufenthalt in Wilhelmsthal bei Eisenach zu nehmen, also mitten zwischen thüringischen Bergen. Vielleicht gelingt es mir dann, auf irgendeinem thüringischen Gebirgsgipfel, unter irgendeiner Tanne Ihnen zu erzählen, daß man in Weimar doppelt tätig ist, seitdem das großartige Geschenk des Enkels Schillers[1]), das Archiv seines Großvaters, dies mit dem Goethes verbunden hat. Doppelte Pflichten treten an uns

[1]) Des im Juli 1891 in Weimar verstorbenen Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

mithin heran, und verdoppelte Tätigkeit ist unser Losungswort, um so mehr sich auch die Ansprüche an Weimar damit verdoppeln. Das wäre ungefähr die Vorrede zu unsrer nächsten Unterhaltung, so Gott will. Einstweilen erbitte ich mir für Sie selbst die Elastizität Ihres reichen Geistes, die das Zeichen des energischen Willens ist, und für mich die Fortdauer Ihrer Güte.



Alphabetisches Namenverzeichnis.





Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 5 —

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Billroth, Theodor. Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—

Blum, Hans. Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1892. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Aus geheimen Akten. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geheimnisse eines Verteidigers. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben. 1889. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Heitere Erzählungen aus dem Leben. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Blum, Hans. Juvalta. Sozialer Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. 1892. 8°. Eleg. geb. 15.—
— Der Kanzler von Florenz. 1891. 8°. Eleg. geb. 7.50
— Neue Novellen. (Aus dem Leben). Eleg. geb. 4.—
— Spannende Geschichten. Criminalnovellen und andere Erzählungen. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Überbande. Kriminalroman frei nach den Akten erzählt. Eleg. geb. 5.—

Brandt, M. von. Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— Zeitfragen. Die Krisis in Südafrika. China; Commercielles und Politisches. Kolonialfragen. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Briefe, die ihn nicht erreichten. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Eleg. geb. 6.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 1903. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Aphorismen. Fünfte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Rittmeister Brand. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Dorf- und Schloßgeschichten. Sechste Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Dritte Aufl. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Erzählungen. Dritte Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Das Gemeindekind. Erzählung. Achte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—
— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 5. Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1896. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Das Schädliche. Die Todtenwacht. 1894. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Gesammelte Schriften. Acht Bände. 8°. In 8 Bdn. eleg. geb. 36.—
— Alte Schule. Erzählungen. 1.—3. Tausend. 1897. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage. 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—
— Unsühnbar. Erzählung. 6. Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Zwei Comtessen. Siebente Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Egloffstein, Hermann Freiherr von. Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fester, Richard. Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen. Ein biographischer Versuch. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Bittersüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—

Garbe, Richard. Indische Reiseskizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
— Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. 8°. Eleg. geb. 7.—

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. 2 Bände. 1892—1895. gr. 8°. Eleg. geb. 34.—
— Das Junge Deutschland und die Preußische Censur. 1900. gr. 8°. Eleg. geb. 7.—
— Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. 1896 gr. 8°. Eleg. geb. 9.—
— — — Neue Sammlung. 1899. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Gottschall, Rudolf von. „Ariadne." Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Aus meiner Jugend. Erinnerungen. 1898. gr. 8°. Eleg. geb. 9.50
— Neue Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—
— Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Auflage. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—
— Reise in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Haeckel, Ernst. Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—

Heilborn, Ernst. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

Heine, Anselm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Drei Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Unterwegs. Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 6.50

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg geb. 6.—

Hoechstetter, Sophie. Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Vierte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Hexenprediger und andere Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. 1884. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.00
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

Hoffmann, Hans. Ruhm. Novelle. 1891. 8⁰. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8⁰. Eleg. geb. 3.—
— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8⁰. Eleg. geb. 4.—
— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Dritte Auflage. 1898. 8⁰. Eleg. geb. 6.50
— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8⁰. Eleg. geb. 4.—
— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 1894. 8⁰. In 3 Bdn. eleg. geb. 18.—

Hopfen, Hans. Glänzendes Elend. Roman. Drei Bände. 1893. 8⁰. In 3 Bdn. eleg. geb. 17.—
— Neue Geschichten des Majors. 1890. 8⁰. Eleg. geb. 7.50
— Der alte Praktikant Eine bayrische Dorfgeschichte. Dritte Auflage. 1891. 8⁰. Eleg. geb. 6.50
— Der Stellvertreter. Eine Erzählung. 1891. 8⁰. Eleg. geb. 6.50
— Verdorben zu Paris. Roman. Zweite Auflage. Zwei Bände. 1892. 8⁰. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—

Hübner, Graf Joseph Alexander von. Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859. Zwei Bände. Gr. 8⁰. 1904. Eleg. geb. 16.—

Jähns, Max. Geschichtliche Aufsätze. 1903. gr. 8⁰. Eleg. geb. 12.—

Jansen, Günther. Großherzog Carl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr (1848 bis 1889). 1904. 8⁰. Eleg. geb. 6.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8⁰. Eleg. geb. 5.50
— Karin von Schweden. Vierzehnte Auflage. 1903. 8⁰. Eleg. geb. 5.—

Kraus, Franz Xaver. Essays. Erste Sammlung. 1896. gr. 8⁰. Eleg. geb. 12.—
— Essays. Zweite Sammlung. 1901. gr. 8⁰. Eleg. geb. 12.—

Kurz, Isolde. Von dazumal. Novellen. 1900. 8⁰. Eleg. geb. 5.—

Lenburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. 1899. 8⁰. Eleg. geb. 3.—

Lenz, Max. Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck. 1899. 8⁰. Eleg. geb. 3.—
— Die großen Mächte. Eleg. geb. 4.—

Marcks, Erich. Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. 1899. 8⁰. Eleg. geb. 3.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Stillleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Meyer, Betsy. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Moltke, Feldmarschall Graf Moltkes Briefe aus Rußland. Vierte Auflage. 1893. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Sechste Auflage. 1892. 8°. Eleg. geb. 4.50

Müller, Friedrich Max. Das Pferdebürla. Tagesfragen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.50

Pierson, William. Preußische Geschichte. Achte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1903. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg geb. 13 —

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

Reinke, J. Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Dritte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—
— Erinnerungen aus der Jugendzeit. Zwei Bände. 1899. 8°. Eleg. geb. 10.—
— Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen nach Sicilien. 1893. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. 1882. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schneegans, August. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. gr. 8°. 1904. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Eleg. geb. 12.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—
— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50
— „Gloria victis!" Roman. Vierte Auflage. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—
— Peterl. Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Refugium peccatorum. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— „Unter uns." Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50

Spitta, Philipp. Musikgeschichtliche Aufsätze. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 11 —
— Zur Musik. Sechzehn Aufsätze. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 11.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Sechste Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zur Chronik von Grieshuus. 1883. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Geschichten aus der Tonne. Fünfte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— John Riew'. Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Der Schimmelreiter. Novelle. Siebente Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Weise, Lisa. Moderne Menschen. Skizzen aus und nach dem Leben. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Salonmüde. Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb 5.—
— Standesgemäß. Roman aus der Gegenwart. 1894. 8°. Eleg. geb 6.50
— Unfreie Liebe. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 7.—

Widmann, J. V. Johannes Brahms in Erinnerungen. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb 4.—

Zintgraff, Eugen. Nord-Kamerun. Schilderung der im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Erschließung des nördlichen Hinterlandes von Kamerun während der Jahre 1886—1892 unternommenen Reisen. 1895. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Druck von G. Bernstein in Berlin.







